



A painting of a water tower with a red roof and a yellow base, situated behind a line of trees. In the foreground, a river flows with a small boat visible. The sky is blue with white clouds.

TEMESCHBURGER HEIMATBLATT 2014



EHRENTAFEL DER MEDIKAMENTENSPENDER



Ute BERTRAM - Halle a.d. Saale
Dr. Gabriele GLESSING - Reutlingen
Dr. Dietmar HILLIER - Landshut
Theresia KERNER - Landshut
Dr. Dieter KOCH - Karlsruhe
Dr. Roland KÖRÖSY - Landshut
Dipl.Ing. Anna MAURER - Laupheim
Peter MEIER - Heidenheim/ Brenz
Dr. Christine MOUCHAIREFA - Halle
Dr. Ines RIEDL - Nauendorf
Dr. Joachim SABIERAJ - Eningen u. A.
Dr. Bärbel SANDER - Halle a.d.Saale
Dr. W. Alfred ZAWADZKI - Reutlingen

Herausgeber:

HOG TEMESCHBURG;

Druck: Fischbach Druck GmbH - Reutlingen, August 2014

TEMESCHBURGER HEIMATBLATT 2014; 25. Jahrgang

COPYRIGHT:

HOG TEMESCHBURG

Alle Rechte vorbehalten.

Verantwortlich im Sinne des Pressegesetzes, Gestaltung, Layout und Redaktion:

Dr. W. Alfred Zawadzki, Obere Wässere 3-7, 72764 Reutlingen, Tel. 0 71 21 / 24 06 25; Fax. 0 71 21 / 21 07 36;
Email: Dr.W.Alfred-Zawadzki@t-online.de

Folgende Landsleute haben aktiv mitgewirkt: Clara Liselotte Basica; Harald Berwanger; Hans Bicking; Hans Bohn; Benjamin Burkard; Dr. Hans Dama; Ottmar Baldur Feistammel; Hans Fink; Dr. Hans Gehl; Herbert Geiss; Robert Glatt; Franziska Graf; Harry Graf; Dr. Gerhardt Hochstrasser; Anita Hockl-Ungar; Helmfried Hockl; Marliese Knöbl; Michael Koppi; Helga Korodi; Kathrin Kramer; Elisabeth Kronenberger; Dipl.-Ing. Josef Lutz; Dr. Franz Marschang; Eva Marschang; Margarethe Mayer; Ernst, Meinhardt; Peter Mildenberger; Altraut Ost; Dipl.-Ing. Ines Reeb Gische; Henriette Stein; Waltraud Steiner; Radegunde Täuber; Dr. Arnold Töckelt; Brigitte Zawadzki; Erika Zawadzki; Remo Zawadzki; Dipl.-Ing. Almuth Ziegler; Roswitha Ziegler.

Für den Inhalt der einzelnen Beiträge steht der jeweilige Verfasser ein! Für konstruktive Kritik sind wir dankbar!
Bitte alle Leserbriefe an obige Adresse zu schicken. Die Karikaturen sind von **Franz Bittenbinder**. Alle anderen
Grafiken, Kunstdrucke und Textsymbole sind von **Fred Zawadzki**.



EDITORIAL



Verehrte Damen,
sehr geehrte Herren,
liebe Landsleute,

Unser neues Heimatblatt, das vierzehnte seit der neuen Redaktion, umfasst 100 Seiten, vollgepackt mit Temeschburger Geschichte, kulturellen Leckerbissen und erlebten Ereignissen aus unserer alten Vaterstadt.

Wir sind in diesem Jahr etwas später dran und darum bitte ich, auch im Namen der Redaktion, um Entschuldigung. **NOSTRA MAXIMA CULPA!** Aufgrund der in diesem Jahr stark verstreuten Urlaube, musste auf jeden Einzelnen Rücksicht genommen werden und ein spät gefundener gemeinsamer Nenner – einschließlich der Druckerei-Mitarbeiter – hat bedauerlicherweise unsere Fertigstellung verschoben. Für Ihr Verständnis bedanke ich mich herzlichst!

An dieser Stelle bitte ich erneut um Nachsicht dafür, dass wir pro eingetragenem HOG-Mitglied definitiv nur EIN Heimatblatt versenden können, selbst wenn Familienmitglieder Anspruch auf weitere Exemplare anmelden. Finanziell sind wir definitiv nicht in der Lage mehr Exemplare zu drucken!

Unserem Motto „*Kunst und Kultur in Temeswar*“ treu, widmen wir uns in diesem Jahr der rumäniendeutschen Literatur, mit Schwerpunkt auf das literarische Geschehen in Temeswar. Unsere zweiteilige Serie „Temeswarer Museen und Galerien“ unterbrechen wir in diesem Jahr. Nachdem unsere Schriftführerin *Ines Reeb Gische* letztes Jahr ausführlich über die Temeswarer Kunstmaler berichtet hat, warten bestimmt zahlreiche Leser schon auf die Fortsetzung zum Thema Temeswarer Museen. Da sich das wichtigste Museum der Stadt, das „Banater Museum“ derzeit noch in Reparatur befindet und 2014 gleichzeitig ein wichtiges Jubiläumsjahr in der Entwicklung der deutschen Literatur in Temeswar ist, unterbrechen wir unsere Serie zu den bildenden Künsten in diesem Jahr, um uns ausführlich mit dem wichtigen Autor Otto Alscher und vielen anderen interessanten Bereichen des reichhaltigen literarischen Geschehens der Begastadt zu befassen. Im kommenden Jahr, nach Fertigstellung des Museums im Hunyadi-Schloss, setzen wir unsere Museumsserie fort.

Kurz vor Redaktionsschluss erreichte mich noch ein zu Herzen gehender Leserbrief von einem NICHTMITGLIED, das seine Begeisterung über den Inhalt unseres letzten

Heimatblattes niederschreibt, uns zu unserer Arbeit gratuliert und somit ALLE bisher erschienenen Hefte nachzukaufen wünscht. Besonders erfreulich findet unser aus Freidorf stammender Fan die Tatsache, dass Temeschburg und Fratelia eine „Verbrüderung“ eingegangen ist, die mit Sicherheit allen nur zum Vorteil sein kann und sich auch in der Vielfältigkeit der Beiträge spiegelt. Er fragt sich berechtigt, warum man in Zeiten fallender Teilnehmerzahlen zu den einmal im Jahr stattfindenden Treffen nicht auch die HOG Freidorf mit einbeziehen könne, was seiner Meinung nach erstens zusammengehöre und zweitens weitere Bereicherungen auf kultureller Ebene zur Folge hätte!

Wie recht er hat! Vor allem da wir bedauerlicherweise in diesem Jahr auf ein sogenanntes „Temeschburger/ Frateliaer Treffen“ aufgrund massiv zurückgegangener Gäste total verzichten müssen. Es ist beschämend, aber bei unserem letzten Treffen in Ingolstadt, im September 2013, waren bloß dreiundachtzig Teilnehmer präsent!!! Hinzu kommt noch, dass Frau Franziska Graf, die Vorsitzende der HOG Fratelia – die gute Seele unserer in Ingolstadt stattgefundenen Heimattreffen – letztes Jahr ihren 80. Geburtstag gefeiert (Gott gebe Ihr Gesundheit und ein langes Leben!) und leider ihre aktive Mitarbeit bei derartigen Zusammenkünften aufgekündigt hat. Ihr ist es zu verdanken, dass in den letzten Jahren – trotz sinkender Mitgliederzahlen – ein für unsere Veranstaltungen optimaler Saal und komplexe artistische Programme zur Verfügung standen. Dafür können wir ihr gar nicht genug danken!

In unserem Bestreben nebst Nostalgie auch attraktive Temeswarer Aktualität zu pflegen hat sich Ines Reeb Gische im Juni nach Temeswar begeben und mit dem „Stafette“ genannten Verein alte Verbindungen aufgefrischt. So entstand das sehr interessante Interview mit der Vereinsvorsitzenden Henrike Brădiceanu-Persem und als bereits frische Frucht der Zusammenarbeit, ein poetischer Beitrag in unserem Lyrischen Eck von Benjamin Burkard, der in Temeswar lebt, als Ingenieur und Journalist arbeitet und seit 2012 zur „Stafette“ gehört. Die von Ines ausgesuchten Gedichte stammen aus dem 2013er Stafette-Jahrbuch. Wir veröffentlichen sie mit freundlicher Genehmigung des Temeswarer Literaturvereins insgeheim hoffend, dass Herrn Burkard als konstanter Mitarbeiter für das Heimatblatt zu gewinnen ist.

An dieser Stelle soll auch allen Einsendern gedankt werden, die es verstanden haben, uns erlebte oder erzählte Geschichten und historische Berichte zuzuschicken um somit auch den Lesern nächster Generationen unsere Heimatverbundenheit weiter bekunden zu können. Außerdem helfen uns wirklich alle neu gewonnenen Mitglieder und Spender(ihnen ALLEN besten Dank!) auch finanziell – trotz sinkender Beitragszahler – den Untergang unseres „Heimatortsgemeinschaft“ genannten Schiffes zu entschleunigen. Als Vorsitzender kann ich Ihnen im Namen unserer hart arbeitenden Mannschaft versichern, wir segeln weiter hart am Wind und halten die Fahne hoch!

Dr. W. Alfred Zawadzki



INHALTSVERZEICHNIS

Temeswarer und Banater Schwaben – 100 Jahre seit dem Ausbruch des ersten Weltkrieges
Dr. W. Alfred ZAWADZKI

Seite 4

GESCHICHTLICHES

Ohne Abschied	Helga KORODI/ Peter GUTEKUNST	Seite 6
Die Temeswarer Deutsche Stadtsprache	Dr. Hans GEHL	Seite 8
Anfangsjahre der Päda	Eva MARSCHANG	Seite 13
Der Flussname Temesch in Urkunden	Dr. Gerhard HOCHSTRASSER	Seite 21
Prinz Eugen von Savoyen	Dr. Hans DAMA	Seite 25
Wilhelm Mühle	Clara Liselotte BASICA	Seite 27

TEMESCHBURGER PERSÖNLICHKEITEN

Ehrung für Prof. Dr. Otto Franz ACZEL	Dipl.-Ing. Josef LUTZ	Seite 31
Otto ALSCHER als Weltenwechsler	Helga KORODI	Seite 32
Tarzan – Johnny WEISSMÜLLER	Dr. W. Alfred ZAWADZKI	Seite 34
Ein Schauspieler der alten Schule	Kathrin KRAMER	Seite 35
Hans BICKING – Hommage zu seinem 88.	Dr. W. Alfred ZAWADZKI	Seite 36

KULTURELLES + AKTUELLES

Wohin gehört der Doppeladler	Dan Cărămidariu	Seite 38
Stafette	Ines REEB GISCHE	Seite 40
Von Banater Beuteschwaben	Dr. Franz MARSCHANG	Seite 43
Als der Festsaal zu klein war	Hans FINK	Seite 46
Die Geschichte von zwei Nachbarn	Vanessa CUTUI	Seite 48
60 Jahre DSTT	Waltraud STEINER	Seite 49
Liebeserklärung an die alte Heimat	Waltraud STEINER	Seite 51
Der „Elsa-Lucia-Kapler-Preis“	Ines REEB GISCHE	Seite 52
Was ist Heimat	Marliese KNÖBL	Seite 53
Auf Temeswarer Konzertbühnen	Robert GLATT	Seite 54
Lyrisches Eck:		Seite 55

GESELLSCHAFT UND VEREINE

Poli Temeswar-Schindluder mit einem guten Namen	Ernst MEINHARDT	Seite 58
---	-----------------	----------

GAUMENSCHMAUS

Naturkorken/ Schraubenverschlüsse	Dr. Arnold TÖCKELT	Seite 60
Koch-/Backrezepte aus der alten Heimat-Teil XIV.	Brigitte Ina KUCHAR	Seite 61

TEMESCHBURGER JUBILÄEN UND JUBILARE

Brigitte ZAWADZKI ist 80	Christl KUCHAR	Seite 62
Julius von SZABO-VOLLMER hat uns verlassen	Ottmar Baldur FEISTAMMEL	Seite 64
Geburtstagskinder 2014	Roswitha Ziegler	Seite 65

ERLEBTES TEMESWAR

Putnagasse 14	Helmfried HOCKL	Seite 67
Taschengeld	Herbert GEISS	Seite 70
Lebenserinnerungen	Michael KOPPI	Seite 72
„Fliegende Untertassen“ in Temeswar	Anita HOCKL-UNGAR	Seite 77
Der Eislaufplatz	Hildegard KREMPER-FACKNER	Seite 79
Frau von FABIAN	Adam MAGER	Seite 83
Lenauschüler machen Pause	Helga KORODI	Seite 87
Duftende Rosen und Dornen in meinem Herz	Dr. W. Alfred ZAWADZKI	Seite 89
Aktuelle Leserbriefe	Lisa KRONENBERGER	Seite 93
Erfassungsbogen für neue Mitglieder		Seite 96



TEMESWARER UND BANATER SCHWABEN: 100 JAHRE SEIT DEM AUSBRUCH DES ERSTEN WELTKRIEGS

Jawohl, in diesem Jahr haben wir ein kapitales Ereignis, dass sich zum hundertsten Mal jährt. Es sind tatsächlich schon 100 Jahre seit 1914 vergangen und weitere 75 Jahre seit 1939 und noch mal ein Vierteljahrhundert seit dem Ende des Ost-West-Konfliktes. Von „Feiern“ kann dabei freilich keine Rede sein, aber auch wir Temeswarer und Banater Schwaben haben die Pflicht, diesen „Urkrieg“ oder noch passender diese „Urkatastrophe“ in Erinnerung zu rufen, vor allem, weil der Erste Weltkrieg für die Banater Schwaben entscheidende Veränderung mit sich gebracht hat. Auch wenn man ihn lange Zeit nur als Vorspiel des Weltenbrandes der Jahre 1939 bis 1945 betrachtet hat, war er ein Krieg mit bis dahin unbekannten Ausmaßen, der die politische Weltkarte grundlegend und das Leben unserer Vorfahren massiv umgestaltet hat. Es war ein totaler Krieg, geführt mit totalen Zielen, totalen Mitteln und einer totalen Mobilisierung.

Zu diesem Thema brauchte man allerdings keinen Zahnarzt wie mich, sondern einen Historiker. Dass ich jetzt diesen Artikel schreibe, war so nicht geplant. Nachdem ich im März diesen Jahres vom Kreisverband gebeten wurde, einen Vortrag dazu zu organisieren, habe ich mir unwahrscheinlich viel Mühe gemacht einen richtigen Historiker zu verpflichten. Zuerst wandte ich mich an unser liebes Donauschwäbisches Institut aus Tübingen, das ja Geld vom Staat für solche Unterfangen bekommt. Der Leiter des Instituts hat mir bis heute auf meine Einladung/ Hilferuf *nicht* geantwortet. Auch sonst keine Reaktion. Alle angesprochenen Historiker hatten entweder keine Zeit, keine Lust oder waren durch Alter, Krankheit und sonst wie verhindert. Na toll, dachte ich mir, es bleibt mal wieder an mir hängen! In meiner Verzweiflung hatte ich mich schon damit abgefunden, selbst über das Thema zu referieren, aber woher war entsprechendes Material zu bekommen? Ich brauchte ja Dokumente, Berichte, Bilder für eine Power-Point-Präsentation.

Liebe Landsleute, es ist eine Schande, dass wir nicht in der Lage sind, einem für unsere Banater Schwaben so wichtigem Thema wie der Erste Weltkrieg mit gebührendem Respekt zu begegnen. Als Kieferchirurg habe nicht nur das professionelle Wissen nicht gepachtet, sondern auch nicht den richtigen Zugang zur fachlichen Literatur. Ich gestehe hier, dass ich sehr viel gesucht und leider fast nichts gefunden habe, wo ein Bezug zu unseren Banater Schwaben hergestellt wurde. Selbst die 30-seitige farbige Broschüre unserer Landsmannschaft stellt nichts als einen lächerlichen Appetithappen dar und zu einem öfter angeregten Handbuch der deutschen Siedlungsgeschichte im Banat ist es nicht gekommen!

Sie dürfen sich zu Recht fragen: „Ja, müssen wir uns

als Temeswarer und Banater Schwaben verstecken?“ Die Siebenbürger Sachsen, Ungarn- und Jugoslawiendeutschen behandeln in ihren Geschichtsbücher ihre Probleme der Wichtigkeit entsprechend, aber bei uns – gähnende Leere! Noch ein Glück mit der „Sächsisch-schwäbischen Chronik“, die bereits 1976 im Kriterion Verlag erschienen ist, und mit der kurzgefassten Banater Geschichte von Anton Valentin (1. Bundespräsident der Banater LM von 1953 - 1966) „Die Banater Schwaben“ von 1959, woraus ich mich zu diesem Vortrag inspirieren konnte.

Tatsache ist, dass unsere Generation diese frühen Anstrengungen hätte fortführen und ergänzen sollen, was in den letzten Jahren wiederholt gefordert wurde, doch unsere „Historiker“ und übrigen Akademiker setzten immer andere Prioritäten, statt einer objektiven Darstellung der eigenen Geschichte. Und heute ist der Zug abgefahren! Wir haben es Fremden überlassen, über Sinn und Wert unserer 250-jährigen Präsenz im Banat zu berichten oder auch – uns zu ignorieren. Darüber dürfen wir auch nicht klagen.

Ich war aber nicht nur frustriert, ich hatte auch Glück, und zwar mit einigen Landsleuten, die mich hier kraftvoll unterstützt haben. Ich erwähne an dieser Stelle Herrn Dr. Hans Gehl, der mir als Sprachforscher und Volkskundler alles ihm zur Verfügung Stehende angeboten hat und Herrn Matthias Possler, Vorstandsmitglied aus dem Kreisverband Reutlingen, der ein ganze Sammlung wertvoller Schriften, Fotos und Graphiken aus dieser Zeit besitzt und sie mir alle überlassen hat. Ein herzliches Dankeschön an diese beiden Herren, ohne deren Hilfe ich hier nur sehr schwer weitergekommen wäre.

Wir Temeswarer und Banater Schwaben kennen die Komplexität unserer Beziehung zum historischen Gedächtnis. Wir sind verpflichtet Erinnerungslandschaften zu markieren und eine Erinnerungskultur zu pflegen, nicht nur um unser historisches Bewusstsein zu schärfen. Die Beschäftigung mit der Geschichte ist eine Bringschuld der Älteren und eine Holschuld der Jüngeren, auch wenn die Leute heute häufig keine Grundlinie mehr erkennen. Aber Geschichte soll nachdenklich machen und für die Zukunft mahnen. Sie ist nicht nur Vergangenes, sie ist der Kompass, der uns die Richtung weist; ohne Geschichte keine Zukunft, denn Geschichte ist nicht bloß Schuldzuweisung, sondern ist vielseitig und wertvoll.

Obwohl Temeswar und das ganze Banat von den Kampfhandlungen des Ersten Weltkrieges verschont blieben, waren dennoch viele Menschenopfer zu beklagen. Auch die Stadt Temeschburg musste ihren Anteil am Krieg leisten. So zum Beispiel bei der



Unterbringung und Betreuung tausender Kriegsverwundeter. Alle Krankenhäuser standen zur Verfügung und viele öffentliche Häuser wurden zusätzlich als Spitäler eingerichtet. Einige Monate lang hatte die deutsche Armee ihr Hauptquartier in Temeschburg. Die Stadt hatte auch zeitweise die Pflicht, die Front mit notwendigen Lebensmitteln zu versorgen.

Eine Collage aus Briefen und Tagebüchern aus den Jahren 1914-1918, in der Soldaten und ihre Familien berichten, wie sie den Krieg erlebten, trägt den tendenziösen Titel: „Wenn die Granaten sausen, hört das Denken auf“. Genauso dagegen haben etliche unserer Landsleute angekämpft, deren Wirken im Zusammenhang mit den Verworrenheiten des Ersten Weltkrieges und deren Folgen hier unbedingt erwähnt werden müssen. Die Existenz der deutschen Sprach-, Bildungs- und Kulturgemeinschaft im Banat war in erster Linie durch die Madjarisierung gefährdet. Zum Glück gab es noch Landsleute wie *Adam Müller-Guttenbrunn, Dr. Josef Gabriel und Viktor Horendi-Hommenau*, die sich für die Rettung des Deutschtums vor der Madjarisierung im südöstlichen Donauraum einsetzten.

Am 1. Dezember 1918 beriefen die Rumänen aus Siebenbürgen eine Nationalversammlung in Alba Iulia (dem damaligen Karlsburg) ein und verkündeten die Vereinigung Siebenbürgens und des Banats mit Rumänien. Aufgrund der dort gefassten Beschlüsse durften die Minderheiten die Muttersprache in der Verwaltung und im Schulunterricht erneut gebrauchen und die vollen nationalen Freiheiten wieder genießen. Ab dem Schuljahr 1918/ 1919 wurde wieder die deutsche Unterrichtssprache in den Schulen eingeführt. Es gab zwar viele Jahre große Schwierigkeiten mit deutschen Schulbüchern, doch die *Mehrheit der Lehrer* gab sich große Mühe den Kindern das Wichtigste in ihrer Muttersprache beizubringen. Der längst unerträglich gewordenen Madjarisierungsdruck fand ein jähes Ende!

Dadurch entstand eine rasche Euphorie, der Temeschburger Stadtrat beschloss die Loslösung von Österreich und den Abzug der ungarischen Truppen. Es bildeten sich schwäbische, ungarische, serbische, rumänische und jüdische Militärräte, und die Republik Banat wurde im November 1918 vom Balkon des Temeswarer Rathauses ausgerufen.

Und obwohl *Dr. Kaspar Muth*, der Sprecher der Banater Schwaben, am 8. Dezember 1918 in Temeswar in einem Manifest die Forderungen für eine „Banat-Batschgauer Autonomie“, nach dem Schweizer Kantonssystem verkündete und eine fünfköpfige, von Rechtsanwalt *Dr. Stefan Frekot* geleitete Delegation der Banater Schwaben im August 1919 in Paris ein Memorandum, für ein ungeteiltes Banat unter der Oberhoheit Rumäniens, überreichte, half alles nichts.

Der Vertrag vom Schloss Trianon in Versailles (4. Juni 1920) brachte die traurige Erkenntnis, dass das Banat mit seinen 520.000 Deutschen in vorgesehener Form

nicht existieren durfte. Die beschlossene Dreiteilung unserer geliebten Provinz wurde nicht mehr zurückgenommen. Somit erhielt Rumänien den größten Teil (70% der Gesamtfläche), Jugoslawien erhielt 26% und Ungarn 4%. Die deutsche Kulturgemeinschaft war somit zersplittet und ihre Wirtschaft gelähmt.

Durch die Dreiteilung des Banats wurden viele Ortschaften von ihren wirtschaftlichen Mittelpunkten getrennt, was für die Banater Schwaben einen großen Nachteil bedeutete. Die Stadt Temeswar, welche seit Jahrhunderten das historische, wissenschaftliche und kulturelle Zentrum des Banats bildete, wurde von ihrem Hinterland abgeschnitten und dieses Hinterland verlor wiederum seinen wirtschaftlichen und kulturellen Kern. Das Selbstbestimmungsrecht der Banater Bevölkerung wurde ohne Inanspruchnahme einer Volksabstimmung unrechtmäßig verletzt. Der aufgezwungene Friedensbeschluss nahm keine Rücksicht auf die Bevölkerung und deren Belange.

Trotz der Trennung von den verwandten Deutschen in Ungarn und Jugoslawien verstanden sich die Banater Schwaben als kulturelle – und zunehmend auch politische – Einheit und konnten ihr kulturelles und politisches Leben entfalten. Es gab deutsche Vereine, Museen, ein Pressewesen (mit 27 Tages- und Wochenzeitungen sowie Zeitschriften) und Publikationen (doch weniger als nach 1945). Die Schwäbische Zentralbank und die Arader Bürgerliche Sparkasse vereinigten sich zum Banater Bankverein. Alles zeugte vom Willen zu leben und zu überleben – und dennoch ...

War es 1923, dann 1930 und 1940 nicht bloß eine trügerische Ruhe vor dem Sturm, die während des Zweiten Weltkrieges und danach bis 1990 über uns hinwegfegte? Doch das ist ein anderes Thema. Und heute blicken wir vom sicheren Hafen zurück auf die Wirrnisse der Geschichte und erkennen: Das Leben der Banater Schwaben ist auch heute nicht bloß eitel Sonnenschein.

Anton Valentin, (1898 - 1967) unser großer Vorgänger in Temeswar und auch in München, schrieb 1959 zu den ständigen inneren Rivalitäten und Querelen der Banater Landsmannschaft u. a.:

“... Im Banat oder in der Bärigansteppe taxiert man heute keinen Menschen danach, zu welcher politischen oder weltanschaulichen Gruppierung er früher gestanden hat, sondern nach seinen realen menschlichen Werten, die sich in seiner Bewährung zeigen. Wir können nur hoffen, dass man sich auch in unserer Landsmannschaft zu diesem Standpunkt durchringen wird !”

Mögen seine Worte bei den Entscheidungsträgern von heute Gehör finden.

Herzlichst, Ihr Dr. W. A. Zawadzki



OHNE ABSCHIED

Vorwort von Helga KORODI

Falls es einen Hofmannsthal'schen „Geist der Karpaten“ gegeben hat, dann war er in Anbetracht meiner Großväter friedfertig, hat doch Goethe gesagt: „Du gleichst dem Geist, den du begreifst, / Nicht mir.“

Als sie einrückten, waren beide weder mit Hofmannsthal noch mit Goethe vertraut, denn Deutsch war in der Zeit der ungarischen Assimilationspolitik kein Unterrichtsfach.

Peter Gutekunst wird in der Gefangenschaft Hochdeutsch lernen und recht bald in seiner Muttersprache dichten. Zwei seiner Essays hat Eduard Schneider entdeckt und in „Literatur in der ‚Temesvarer Zeitung‘ 1918 - 1949“ herausgegeben. Den Anfang seiner Aufzeichnungen zum Ersten Weltkrieg werde ich hier abtippen.

Johann Gantner war Bankbeamter und später Oberbuchhalter des „Banater Bankvereins“ in Temeswar, seine Kriegserinnerungen werden folkloristisch in der Familie weiter gegeben. Er kämpfte als Leutnant in der Kavallerie bei Isonzo und kam todkrank, mit beidseitiger Lungenentzündung, in seinem Heimatdorf, in Sanktanna, an. Einen Teil des Wegs konnte er noch reiten, doch dann entließ er sein Pferd an einem Fluss und schleppte sich weiter. Seine Schwestern pflegten ihn gesund, ließen jedoch aus seinem Säbel ein Küchenmesser schleifen, was ihn während der Genesung sehr erboste. Seine Uniform jedoch blieb erhalten und diente meinem Vater bei Maskenbällen.

Bei meiner Recherche über Otto Alschner konnten mir beide nicht viel sagen. Johann Gantner war Olgitantes Onkel und sie war Alschers Schwägerin, doch sie erzählte ihm nichts über das Malheur der wilden Ehe in der Familie der Ambergs. Peter Gutekunst arbeitete mit Elisabeth Amberg im Büro der Post und genoss ihre Arien, denn sie war ein musikalisches Talent. Eines Tages sah er sie in einer Kutsche mit einem Glatzkopf verschwinden. Selbst als alter Mann konnte mein Großvater nicht verstehen, weshalb sich Bözsike für diesen alten Mann entscheiden konnte. Er hätte sie gerne besucht, aber ihr Bruder Julius Amberg, dem mein Großvater im Karpatenverein begegnete, gab ihm ihre neue Adresse nicht. Ansonsten gab Onkel Julius, ein beliebter Lehrer, gern jede Information, um die man ihn bat. Im Alter machte er mich mit Edith, Alschers Tochter bekannt, die mit mir durch das Gratzka-Tal bei Orschowa wanderte, bis zum Ende des Weges, wo ihr Elternhaus stand.

OHNE ABSCHIED

von Peter GUTEKUNST

1914 ... Wir, einige Jungen, die das Ende ihrer Schulzeit in einer Gartenwirtschaft feierten, wurden mit einer Nachricht überrascht: Krieg mit Russland!

Plötzlich wurde die ganze Stadt lebhaft. Schon liefen Zeitungsverkäufer durch die Straßen mit dem Ausruf: „Extraausgabe! Krieg mit Russland!“ Propagandisten sammelten Kinder um sich und liefen durch die Gassen und schrien: „Es lebe der Krieg!“ Plakatankleber rannen mit Eimern und Pinseln in der Hand, um die allgemeine Mobilmachung auf Säulen, Zäunen und Häusern bekanntzugeben. Truppen marschierten auf den Bahnhof zu, sie, sagten einige: „marschieren nach Russland ... ohne Abschied von den Ihrigen zu nehmen!“

Ich verfolgte all das ohne Anteilnahme, denn, – dachte ich – ich bin doch kein Soldat. Dann überwältigte mich ein unerklärliches Vorgefühl ... Und meine Ahnung verwirklichte sich: mein Jahrgang kam eher an die Reihe, als ich dachte, denn der Kriegsschauplatz rief nach frischen Kämpfern ...

1915 ... Die Weihnachten verbrachten wir in Unterständen. Sonderbare Waffenruhe herrschte überall, kein Schuss fiel. Das nennt sich: „Ruhe vor dem Sturm.“

Denn, zwei Tage vor Neujahr begann ein Trommelfeuer, dass die Erde erzitterte! Und das neue Jahr begann mit Sturm auf Sturm.

Was ein Sturm ist? Man denke nur, dass auch die am allerbesten gedrillten Kämpfer Menschen sind – wenigstens vor dem Angriff noch Menschen mit Gefühlen und Hoffnungen! Was nach einem Angriff zu sehen ist, kann nicht beschrieben werden. Wer nie einen Angriff mitgemacht hat, kann sich so manches darüber vorstellen. Den eigentlichen Vorgang aber wird er in seinen Gedanken niemals so sehen können, wie er in Wirklichkeit ist.

In Gefangenschaft zu geraten, geschieht keinesfalls so, wie das manche Schriftsteller meinen: Hände in die Höhe halten! Nein, dazu ist keine Zeit. Dazu ist das Durcheinander zu groß, denn eine Schwarmlinie kann im Sturm genommen werden – von dem einen oder dem anderen!!! Die nach dem Sturm übrig blieben, wurden gesammelt und in das Innere des Landes geführt.

Ein neuer Marsch begann. Ein langer Marsch, ohne militärischen Drill. Doch auch hier gingen wir in geschlossener Ordnung. Wir marschierten einem Horizonte zu,



der niemals aufhören wollte, sondern sich immer weiter ausdehnte. Ich fühlte unter Tausenden nur mein Ich – als wären die anderen gar nicht neben mir. Über mich nachzudenken hatte ich zeit genug.

Es gab auch Wegweiser mit cyrilschen Angaben. Ich sah auf allen Tafeln immer nur dasselbe. Das, was meine seelischen Augen sahen: Schnee und Eis. Acht Tage lang marschierten wir bis Kiew. [Sehnsucht nach zu Hause und spontane Menschlichkeit, die sich tief einprägte, bestimmen sein Leben während der Gefangenschaft.]

Wie daheim / von Peter Gutekunst, 1917

Ich stand im Amurtal,
da hört' ich einen Schall.
So blieb ich um zu lauschen
was weiter tönt im Rauschen.

Sooft sich Töne nahten,
versucht ich zu erraten:
ob nicht ein Gruß erschallt,
vom Wind vertont im Wald?

Oh ja, des Waldes Tannen
für mich ein Lied ersannen.
Ein Wellenschlag inzwischen
verhalf mich aufzufrischen.

So ging es heimlich zu,
mit allem von Du zu Du
wie spitzt' ich nicht ein Ohr
zu jedem Laut im Chor!
So scholl im Amurtal
der Heimat Widerhall.
Wer hätte das nicht gerne
so einsam in der Ferne –

(Amur ist der Grenzstrom zwischen Sibirien und China)



Postkarte von Peter Gutenkunst in der er seine Rückkehr aus der Kriegsgefangenschaft ankündigt

Fotoarchiv: Helga Korodi



Peter Gutekunst (1896-1986) im Okt. 1915



Kantine für Kriegsgefangene
Kriegsgefangenennotizkalender
Fotoarchiv: Helga Korodi





DIE TEMESWARER DEUTSCHE STADTSPRACHE UND IHR EINFLUSS AUF DIE BANATER DIALEKTE

von Dr. Hans GEHL

1. Voraussetzungen für das Entstehen bairisch-österreichischer Stadtsprachen

Die Stadt **Temeswar** (ung. Temesvár, heute rum. Timișoara) wurde im 18. Jahrhundert das Kulturzentrum des neuen österreichischen Kronlandes Temeswarer Banat. Die hier versammelten Beamten, Militärs, Journalisten, Geistlichen und Adeligen wollten die kulturellen Einrichtungen wie in anderen Provinzstädten der österreichischen Monarchie nicht missen und machten bald Temeswar zu einem "Klein-Wien". Bereits in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts waren Wandertruppen nach Temeswar verpflichtet worden, doch ab 1776 hatte eine ständige Bühne im Magistratshaus ihre Heimstätte. MATTHÄUS JOSEPH HEIMERL erhielt 1769 das Druckerprivilegium. Er druckte Formulare und Bekanntmachungen, aber auch Bücher und Zeitungen. Die von ihm 1771 (bis um 1777) erschienene Wochenschrift "Temeswarer Nachrichten" war die erste Zeitung in Südosteuropa. Der erste Schriftsteller der Banater Deutschen war der (zwischen 1751 und 1755) in Temeswar geborene JOHANN FRIEDEL, der Romane, Theaterstücke und satirisch-kritische Briefe schrieb. JOHANN NEPOMUK PREYER (1805 - 1888) wirkte im politischen und kulturellen Leben von Temeswar als Bürgermeister (1844 - 1858), Publizist, Dichter und Geschichtsforscher. NIKOLAUS LENAU, einer der bedeutendsten österreichischen Lyriker, wurde 1802 im Banater Csatád / Lenauheim geboren. Im Bereich der bildenden Kunst führten die Österreicher den Barock ein. Diese Stilrichtung äußert sich in der barocken Baukonzeption der schwäbischen Dorfsiedlungen. Dazu kommt die Temeswarer Festung nach Plänen Prinz Eugens von Savoyen, die 1736 - 1765 errichtete barocke Bischofskirche, die auf den Wiener Hofarchitekten Josef Fischer von Erlach zurückgeht, die Dreifaltigkeitssäule u. a. Im Jahre 1778 gab es im Banat 60 und 1801 bereits 81 deutsche Schulen mit 115 Lehrern. In Temeswar gab es neben Normalschulen 1774 eine Schule für Kameralingenieure, und 1846 wurde hier eine juridische und philosophische Fakultät eröffnet.¹

2. Deutsche Stadtsprache in Temeswar

Ähnlich wie in Esseg waren auch in Temeswar bis nach dem österreichisch-ungarischen Ausgleich von 1867 zwei Formen der deutschen Sprache lebendig: erstens die zwischen der Standardsprache und der Wiener Mundart stehende **Umgangssprache** der Beamten und Militärs und zweitens eine **südbairisch-österreichische Mundart**, die von Handwerkern, Händlern, Tagelöhnern, Manufaktur- und Fabriksarbeitern gesprochen wurde. Für beide Sprachformen liegen keine schriftlichen Belege vor. Nach 1867 verlor das Deutsche seine

Stellung als Schul- und Amtssprache, und der Einfluss Wiens auf das öffentliche Leben nahm zugunsten des Ungarischen ab, das seinerseits nach 1918 vom Rumänischen abgelöst wurde.

Auf Temeswar vor dem Ersten Weltkrieg und auf seine *wienerische Stadtsprache* bezieht sich Ferdinand Kuklay in einem 1979 aufgezeichneten Beitrag der Reihe "Dem Alter die Ehr" von Walther Konschitzky. Der Temeswarer Kuklay spricht in seiner Stadtsprache:

*Ich bin geboren, bitte schön, in 1887, im Februar. Ich bin ein Semikloscher (aus Großsankt Nikolaus). Dort geborn und nach meine dreijährige Lehrzeit als Goldschmied bin ich nach Temeswar gekommen, hab gearbeitet als Geselle beim alten Osser. (...) Und hab dann zwei Jahr in Wien gearbeitet. Und meine Mutter musste kommen nach Wien mich abholn, so gut hat mir Wien gefallen! (...). Was soll me sagn: (...) Ich bin ja erst 1906 nach Temeswar gekommen, abe die Tore, die Festung, is alles noch gstandn! Ich hab Wien kenneglernt, und ich hab imme gsagt späte: Temeswar, das is das zweite Wien. Aso ähnlich wie in Wien warn da die Gebeide, und auch wie me da gsprochn hat, hat einen an Wien erinnert.*²

2.1 Die alte Stadtsprache

Die *wienerische Mundart Alt-Temeswars* wurde bis in unsere Zeit nur noch von wenigen alten Leuten in den älteren Stadtteilen konsequent gesprochen, obwohl in Temeswar noch in den Jahren 1874 - 1899 die humoristische Zeitschrift "Die Posaune" mit Geschichten in wienerischer Mundart erschienen ist.³ Dieses Wienerische herrschte ursprünglich als Umgangssprache in Temeswar und in anderen größeren Banater Ortschaften. Später bahnten sich Kontakte zwischen Stadt und Land an, die schwäbischen Bäuerinnen brachten ihre Erzeugnisse in die Stadt. Im Laufe der Zeit strahlten Besonderheiten der Wiener Stadtmundart von Temeswar auf die umliegenden Dorfmundarten aus und umgekehrt gab die Stadtmundart in ihrer 150-jährigen Existenz manche Wiener Besonderheit auf. So bildete sich ein Temeswarer Deutsch heraus, das auch für die Schwaben leichter verständlich war.

In der Annahme einer vertikalen sprachlichen Gliederung der Sprache in Temeswar unter scheidet JOHANN WOLF:

Die **Stadtmundart** bairisch-österreichischer Prägung, Die bairisch-österreichisch gefärbte **städtische Verkehrssprache**, die verschiedene Erscheinungsformen



von der mundartnahen bis zur gehobenen Umgangssprache annimmt,

Die Temeswarer **Vorstadtsprache**, ein Slang mit vorwiegend lexikalischen Eigentümlichkeiten. Die eigentliche Stadtmundart wird meist von jenen Städtern gesprochen, die keine höhere Schulbildung haben. Nachdem die auffallendsten Merkmale bereits abgeschliffen wurden, handelt es sich eher um eine städtische Halbmundart.⁴

Das Wienerische war wohl bestimmd für die Ausbildung der Banater Stadtmundarten von Arad, Lugosch, Orschowa, Weißkirchen, Werschetz, Detta, vor allem jener von Temeswar. Dabei gingen einige auffallenden Merkmale der Wiener Mundart verloren und damit die weiche Sprachmelodie des Altwienerischen. Erhalten haben sich dagegen viele **phonetische**, für weite Teile des Bairischen kennzeichnenden Besonderheiten, etwa verhinderter Umlaut (in: *Mandl* 'Männchen', *Bruckn* 'Brücke', *Rubn* 'Rübe', *lughn* 'lügen'), Aussprache des Diphthongs *au* als helles, gedehntes *a*, dem ein kurzes *u* folgt (*draaußn*, *schaaußn*) oder Vokalisierung des *r* in unbetonten Silben (*Mutta*, *Klaida*, *Hundata*, *vagessn*).⁵

Die Lexik ist gekennzeichnet durch Austriaismen und Fremdwörter⁶, die bereits in den Akten der Banater Landesadministration anzutreffen sind und auch in der alten Temeswarer Stadtmundart verwendet wurden, z. B.: - *Fisolen*: 'frische Bohnenschoten' (ÖWb, 216)

- *Kolatschen / Golatsche*: 'eine Mehlspeise' (ÖWb, 274), serbokr. *kola*⁹, rum. *colac* 'Kuchen'.
- *Kukurutzfechsung*: ein Kompositum aus serbokr. *kukuruz*, rum. dial. *cucuruz*, ung *kukorica* (von türk. *kokoroz*) 'Mais' + *Fechsung* 'Ernteertrag' (ÖWb, 213)
- *Harambassen*: von serbokr. *harambaša*, rum. *harambaş* 'Räuberhauptmann', beide kommen von türk. *harambaşı*, 'dasselbe.'
- *Kotarken*: von serbokr. *kotarica*, auch rum. *cotari*¹⁰ 'Weidenkorb', mit ung. Suffix -ka
- *Rakie*: von serbokr. *rakija*, rum. *rachiu* 'Branntwein' (von türk. *raki* 'Anisschnaps')
- *Scherbet*: von serbokr. *šerbet*, auch rum. *şerbet* 'Sorbet', beide entlehnt von türk. *şerbet* 'Sorbet, Fruchtsaft-Erfrischungsgetränk'
- *Plajaschen*: von rum. *plăieş* 'Grenzwächter, Bergbewohner'
- *Neue-Varosch*: 'die Vorstadt Mehala' von ung. *város* 'Stadt'

Die meisten dieser Wörter sind sowohl in der Temeswarer Stadtsprache als auch in den donauschwäbischen Mundarten des Banats anzutreffen. Vgl. dazu in "Materialien Heft 4"⁷: *Gornik* (S. 41), *Hambar* (62), *Harambasch* (96), *Kotarka* (84), *Kukuruz* (46), *Malaj* (85), *Plajasch* (86), *Raki* (88), *Salasch* (43) mit weiterführender Etymologie. Bereits in der alten Stadtsprache müssen viele expressive Ausdrücke und phraseologische Fügungen vorhanden gewesen sein, die auch für die wienerische Stadtmundart bezeugt sind⁸ und auf die

umliegenden, zumeist rheinfränkischen Dorfmundarten ausstrahlten, etwa:

- etwas *anbauen* 'verlieren', (s. *anbauen* landsch. sa- lopp; z. B. sein *Geldbörsel* *anbauen* 'verlieren', ÖWb, 141)
- *Zwickibussi* 'beim Küssen zärtlich in die Wange kneifen' (s. *Zwickerbusserl* n. ugs. scherhaft; z. B.: *Einem Kind ein Zwickibussi* geben. ÖWb, 500).

2.2 Die bairisch-österreichische Umgangssprache

Die vom Wienerischen abgewandelte Temeswarer Umgangssprache wanderte von der Festung in die Vorstädte Fabrik, Josefstadt und Elisabethstadt, während in der Vorstadt Mehala die rheinfränkische Mundart der umliegenden Dörfer mit den Zuwanderern einzog. Nach dem Ausgleich von 1867 kann man von einem besonderen "Josefstädter" und einem "Fabrukler" Deutsch hören, während sich die "Meierhefler" in der Elisabethstadt augenzwinkernd rühmten, das beste Temeswarer Deutsch zu sprechen. In der Weltstadt Wien hat die von der gesamten Bevölkerung gesprochene Stadtsprache einen reicheren Wortschatz als das provinzielle Temeswarer Deutsch der Vorstädte, das zu Wortneuschöpfungen und Übernahme von fremden Elementen gezwungen war. In diesem Idiom ließ HEINRICH BÜCHELBAUER in den 1920er Jahren seinen "Josefstädter Franzl" in jeder Nummer der von Heinrich Simonis herausgegebenen Zeitschrift "Die Fackel. Deutsches Report-Wochenblatt mit humoristisch-satirischer Beilage" (ab der Nummer 12 vom 22. März 1924) Anekdoten in der Umgangssprache erzählen.

Humoristische Versuche nach dieser Tradition hat es später häufig gegeben.⁹ Etwa in der Zwischenkriegszeit in PETER WINTERS "Pollerpeitsch" oder die Mundartbeilage "Pipatsch" der "Neuen Banater Zeitung" ab 9.11.1969, diese allerdings in der Banater rheinfränkischen Verkehrssprache. Darin veröffentlichte ALEXANDER TERNOVITS, alias neuer "Josefstädta Franzl" (nach seinem Vorbild Büchelbauer), zahlreiche Glossen in Temeswarer Umgangssprache. Vergleichbar mit der Beilage Büchelbauers in Temeswarer Stadtsprache sind Erzählungen LUJO PLEINS (in Esseg / Osijek, 1929 - 1939 und der Band "Erlebtes Temeswar. Altemeswarer Mosaik" von HANS MOKKA, 1992). Zu beachten ist dabei allerdings, dass es sich nicht um die Aufzeichnung authentischer Sprachäußerungen, sondern um konstruierte Sprachformen handelt, die von der Sprachrealität abweichen können. Sie stehen zwischen der allgemeinen städtischen Umgangssprache und dem Slang, der niederen Umgangssprache der Vorstädte, dessen lexikalische Besonderheiten vielen Sprechern der Umgangssprache nicht vertraut sind.

Die Temeswarer bairisch-österreichische Umgangssprache weist phonetisch-grammatische und lexikalische Besonderheiten auf¹⁰, die den umliegenden Banater Dorfmundarten als Vorbild gedient und zur Her-



ausbildung einer bairischen Komponente in etlichen Banater Mischnundarten geführt haben.

Hervorzuheben wäre z. B. im Bereich **Phonetik**: zweierlei a, ein helles langes, von ei (*Paaner, Staan, klaan*), doch meist ein dunkles, bairisches å (z. B.: im Satz: *Åber ich håb dir já gsåkt, dåss der Såck hålb voll is*) - Das r tritt als Zungenspitzenlaut auf, z. B.: *Ich rüdere rechts pis zur Prickn* (auch *Pruckn* 'Brücke').

Für die **Morphologie** ist kennzeichnend: die Endung -n auch im Sg. fem. der Subst. auf -e: *Gåssn* 'Gasse', *Nåsn*, 'Nase', *Suppn* 'Suppe', die Pluralendung -er: *Paamer* 'Bäume', *Better* 'Betten'; die Dualpronomina: *ees* 'ihr (zwei)', *eng*, *enger* 'euch, euer' (*Ees seids* - enklitisch - aber *langsam gangn*). - Zum Unterschied von der Wiener Mundart¹¹ erhalten in der Temeswarer Stadtmundart nur einige Verben wie: *geben*, *gehen*, *kommen*, *kriegen* kein Präfix ge- z. B.: *De Frånz is aus de Stådt kommen. Håst du a Kårtn kriegt?*

Im Bereich der **Syntax** tritt z. B. doppelte Konjunktion im Konditionalsatz auf: *Är fahrt ins Påd, damit dass er gsund wårdn soll*. Dsgl. die doppelte Verneinung: *Habt ihr kane Lampn nit?*

2.3 Der Temeswarer Slang

Im Temeswarer Vorort Fabrikstadt lebten vormals mehrere Bevölkerungsgruppen neben- und miteinander. In der Nußblätter-, Wolfen- und Tandlergasse lebten *Juden* und sprachen jiddisch. Daraus hat die deutsche und die ungarische Umgangssprache zahlreiche Ausdrücke entlehnt. Entlang der Bega wohnten *Rumänen* und *Serben* in der *Vlașca Mare* (vermutlich aus "Valahia Mare" 'Große Walachei'), ein Weiler noch aus der Vortürkenzzeit. Ihre Nachkommen sprachen bis nach dem Ersten Weltkrieg neben ihrer Muttersprache auch das Deutsch und Ungarisch ihrer Mitbewohner. Auch *Ungarn* könnten die Türkenzzeit überlebt haben. Davon zeugen die kleinen Häuser in der *Magyarutca* ('Ungarngasse'), in denen noch zu Beginn des 20. Jahrhunderts vorwiegend Schmiede und Wagner wohnten. Auch sie sprachen das Stadtdeutsch und trugen zu dessen Veränderung bei. Bemerkenswert sind die aus Böhmen stammenden und in der Grabengasse der Fabrikstadt angesiedelten Musikanten. Es waren *deutsche Zigeuner*, die zur Herausbildung des Temeswarer Slangs beigetragen haben.¹²

2.3.1 Allgemeine Kennzeichnung des Temeswarer Slangs

Nach JOHANN WOLF ist die Abzweigung der eigentlichen Stadtmundart eine Vorstadtsprache, ein *Slang*, der sich vorwiegend mit seinen lexikalischen Eigentümlichkeiten vom Konventionellen und Kultivierten entfernt etwa: *Wie kannst iba sei Pappn Goschn sagn, wenn sei Schniß a Rissl is*. Der Slang wird auch *Jaß-Sprache* genannt. Im Wienerischen ist *Jaß* ein Angeber, ein Protz, der von seinen *Haberern* bewundert wird (Vgl. *Haberer* 'Lieb-

haber, Geschlechtspartner', von jidd. *chower* 'Kamerad', gekreuzt mit *habern* 'essen'). *Jaß machen* bedeutet in Temeswar 'protzen, sich zur Schau stellen'.¹³

Der Slang bringt gewöhnlich kein eigenes lautliches und grammatisches System hervor. Bemerkenswert für den Temeswarer Jargon sind z. B. die hypertrophischen Pluralbildungen; es erscheinen zwei-, bzw. dreierlei Pluralmorpheme, in HANS MOKKAS Erzählungen festgehalten (-er, d. h. -a, -s und -n): *die Gau-nasn* 'die Gauner', *die Weibasn* 'die Weiber' *ihnana Vatasn* 'ihre Väter' (26), ja sogar im Fremdwort *drei Popasn* (nach rum. *popa* 'Pfarrer') (55)¹⁴: Eine doppelte Pluralform wird mit dem ung. Pluralsuffix -k und dem dt. Pluralmorphem -s gebildet: z. B. *Hawereks* 'Kumpel, Freunde', aus altwienerischem *Haberer* [hawara m.], 'Freund, Bekannter, Kamerad, Kumpel, Geliebter', ursprünglich aus hebräisch *chawer* 'Genosse'¹⁵. Eine weitere Besonderheit des Slang sind die phraseologischen, expressiven Befehlsformen, z. B. für "geh weg": *fahr ab!*, *schau, dassd weitakummst!* *geh in die unterste Hölle!* *geh in die Donau!*

2.3.2 Besonderheiten der Lexik

Zur Expressivität des Slang zählt der Gebrauch vieler Redewendungen und phraseologischen Fügungen, die häufig nicht nur im Deutschen verwendet, sondern auch ins Ungarische, Rumänische, Serbokroatische u. a. Muttersprachen der Slang-Sprecher übersetzt, bzw. auch aus diesen Sprachen ins Deutsche übernommen werden. HANS FINK bringt viele Beispiele dafür,¹⁶ von denen hier einige angeführt werden.

- *alt* - Auf die Beteuerung: *Ich bin schon alt*, wird geantwortet: *Alt ist die Schager Landstraße (und die wird repariert)*, oder: *Alt ist die Domkirche; Alt ist meine Großmutter*. Die Redensart mit der *Schager Straße* (Schag ist eine Gemeinde bei Temeswar bzw. allgemein *Landstraße*) ist auch im Ungarischen bekannt: *öreg az orszagút*.

- *Frühstück* - *Er hat zum Frühstück statt Kaffee Zuika getrunken* - sagt man, wenn jemand viel Unsinn zusammenschwätzt. *Zuika* der / die ist eine Entlehnung des rum. *zuica*, auch serbokr. dialektal *cujka*.¹⁷

Ein besonderes Kapitel des Temeswarer Slangs sind die Flüche, die wohl anschaulich, aber nicht vulgär sind. Mokka hat hundert davon gesammelt und kommentiert sie so:

*In unserem Kretzl in der Josefstadt wohnte ein Stangenreiter (Lohnkutscher), der so schön fluchte, dass es sich lohnte, seine Flüche aufzuzeichnen. Er benützte dabei keine Wörter wie Ungarn, Serben oder Rumänen sie verwenden. Er drechselte seine eigenen Flüche – es waren Metaphern... Der Fuhrmann hieß Josef Schill und wohnte in der Wiesenzeile in der Josefstadt.*¹⁸

Seine Flüche klangen etwa so:

- *Aba jetz geh oda du wirst der Stefansdom in Wien mit*



Kranz und Schleia.

- *Der Josefstädtla Kirchturm soll dich mitm Blitzablaita vaheiratn.*
- *Auf der Lloydzeiln (Flaniermeile in Temeswar) sollst ohne Untahosn stehn und Jesus Christus soll dir Rózsa Sándor (einen berüchtigten ungarischer Räuberhauptmann) ins Haus schickn.*

3. Schlussfolgerungen

Infolge der aktiven Polyglossie in den ehemaligen österreichischen Provinzstädten in Südosteuropa kam es zu sprachlichen Interferenzen von Alltagsidiomen, weniger von standardsprachlichen Interferenzen. Bedingt durch siedlungsgeographische und kulturhistorische Umstände blieben die bairisch-österreichisch sprechenden Siedler in Temeswar und in anderen Provinzstädten in einem langandauernden Kontakt mit der österreichischen Verwaltungssprache und der unter dem Einfluss Wiens stehenden städtischen Umgangssprache. Das Deutsche wurde lange Zeit durch Presse, Theater und Unterricht gestützt, und selbst als die deutsche Unterrichtssprache durch die ungarische abgelöst wurde, blieb die Sprache des kirchlichen Lebens weiterhin muttersprachlich.

Wegen der strukturellen Verschiedenheiten der bairisch-österreichischen Stadtsprachen und der fränkischen Dialekte des bäuerlichen Umfeldes wirkte sich der Einfluss der Stadtsprachen nur im Bereich der Lexik (Landwirtschaft, Handwerk, Küche u. dgl.), weniger der Grammatik aus (Formen der Dualpronomina, Adjektivendung *-i*, Diminutivsuffix *-l*) und statt einer bairisch-österreichische Verkehrssprache (wie etwa im Banater Bergland), bildete sich um Temeswar eine *rheinfränkische Verkehrsmundart* heraus. Zur Aufnahme intensiver Kontakte zu anderen Sprachen ist es verhältnismäßig spät gekommen. Durch den Wechsel der Amtssprache (deutsch, ungarisch, rumänisch) und der Unterrichtssprache (deutsch, deutsch-ungarisch, deutsch-rumänisch) sind angebahnte Entwicklungen unterbrochen worden, doch der Kontakt zum *Kulturleben* des deutschen Sprachraums blieb erhalten.. Daraus erklärt sich die verhältnismäßig geringe Interferenz im phonetischen, morphologischen und syntaktischen Bereich (z. B. die Aufnahme fremder Phoneme in Fremdwörtern, selten die Aufnahme der ung. Pluralendung *-k* und der Infinitivendung *-ni*)¹⁹. Im Bereich der Lexik wurden zahlreiche phraseologische Fügungen aus den Kontaktssprachen übernommen und diese nahmen Wörter und Wendungen aus der deutschen Umgangssprache auf. So kam es zu einem ausgeprägten kulturellen Austausch zwischen den miteinander lebenden Völkern und Ethnien.

Die älteste deutsche Sprachvarietät, die *wienerische Stadtmundart*, hatte eine verhältnismäßig kurze Lebensdauer, während sich die daraus entstandenen Varietäten, die *südbairisch-österreichische Umgangssprache* und der *Slang der Vorstädte* mit ihren

wenigen Sprechern bis heute erhalten hat. Aufgrund der gegebenen Materialgrundlage konnte festgestellt werden, dass die erste und zweite Varietät südbairisch-österreichische (z. T. auch wienerische) Besonderheiten in allen Bereichen der Sprache aufweisen, während der Slang vor allem durch Erneuerungen in der Lexik (viele expressive, auch vulgäre Ausdrücke und zahlreiche Interferenzen mit den umgebenden Sprachen) gekennzeichnet ist.

Nach 1945 ist durch den dramatischen Rückgang der deutschen Bevölkerung und durch die massive Beeinflussung der deutschen städtischen Umgangssprachen durch fremde Staats- und Verkehrssprachen deren absehbarer Untergang vorgegeben. Als Folge des weiter bestehenden Deutschunterrichts als Fremdsprache (bis zur Hochschule), durch die Liberalisierung des europäischen Handels und Verkehrs und der Reichweite deutscher Medien hat die *deutsche Standardsprache* reale Überlebenschancen in Temeswar und in den früheren deutschen Siedlungsgebieten, wobei den wenigen überlebenden Sprechern der städtischen Umgangssprachen, dem Unterricht und den deutschen Medien (Presse und Rundfunk) sowie dem weiter bestehenden Konsulat der Bundesrepublik Deutschland in Temeswar auf Dauer eine nicht zu unterschätzende Vermittlerrolle zukommt.

LITERATUR

- (Chronik 1976) EISENBURGER, EDUARD / KRONER, MICHAEL (Hrsg.): Sächsisch-schwäbische Chronik. Beiträge zur Geschichte der Heimat. Bukarest: Kriterion Verlag
- FINK, HANS 1965: Besonderheiten der Temesvarer deutschen Umgangssprache (Particularități ale limbii germane uzuale din Timișoara). Magisterarbeit an der Universität Temeswar. Maschinenschrift, 81 S.
- GEHL, HANS / PURDELA SITARU, MARIA 1994: Interferenzen in den Sprachen und Dialekten Südosteuropas. Hrsg. Institut für donauschwäbische Geschichte und Landeskunde, Tübingen. (= Materialien Heft 4 / 1994).
- GEHL, HANS: Die oberdeutschen fesch-Mundarten des Banats. (= ZDL-Beihet 67), Stuttgart 1991, 343 S. (mit 27 Tafeln und 8 Wortkarten).
- GEHL, HANS: Deutsche Stadtsprachen in Provinzstädten Südosteuropas (= ZDL Beiheft 95), Stuttgart 1997, 136 S. (mit 24 Karten)
- GEHL, HANS: Kommentierte donauschwäbische Texte (=ZDL Beihefte 103), Stuttgart 1999, 226 S. (mit 8 Karten).
- HOLLINGER, RUDOLF 1989: Temeswar und sein



- Deutsch. In: *Banatica. Beiträge zur deutschen Kultur* 4 (Freiburg i. Br.), S. 24 - 31.
- HOLLINGER RUDOLF 1991: *Das Deutsch um etwa 1944 gesprochen in Temeswar und im Banat*. Maschinenschrift, Langenau.
- JAKOB, JULIUS 1972: *Wörterbuch des Wiener Dialekts mit einer kurzgefaßten Grammatik*. Wien.
- LAMMERT, ERICH 1980: *Der Slang von Temeswar*. Perjamosch, Maschinenschrift, 115 S.
- MOKKA, HANS 1992: *Erlebtes Temeswar. Alttemeswarer Mosaik*. (Schriftenreihe der Kommission für ostdeutsche Volkskunde Bd. 69), Marburg / Lahn.
- ÖWb: *Österreichisches Wörterbuch*. ÖBV Pädagogischer Verlag Wien und Schulbuchverlag Jugend & Volk Wien. 37., überarbeitete Auflage, Nachdruck 1995.
- SCHUSTER, MAURIZ 1985: *Alt-Wienerisch. Ein Wörterbuch veralteter und veraltender Wiener Ausdrücke und Redensarten der letzten sieben Jahrzehnte*. Wien.
- TEUSCHL, WOLFGANG 1994: *Wiener Dialekt Lexikon*. 2. Auflage, Wien.
- WOLF, JOHANN 1987: *Banater deutsche Mundartkunde*. Bukarest. (Darin: Übersicht: deutsche Mundarten des Banats, S. 38 - 46. Wörterverzeichnis, S. 348 - 373.)

Abkürzungserklärungen

- jidd. jiddisch
 ugs. umgangssprachlich
 ung. ungarisch
 rum. rumänisch
 serbokr.serbokroatisch²⁰

¹ Chronik 1976, S. 90 - 93.

² WALTHER KONSCHITZKY: *Dem Alter die Ehr'*. Das war meine Zeit. Ferdinand Kuklay aus Temeswar erzählt. In: *Neuer Weg vom 10.03.1979*, S. 4. Der Autor will 2014 im Banat Verlag Erding einen neuen Band der Reihe „Dem Alter die Ehr“ herausbringen.

³ HOLLINGER 1989, S. 29.

⁴ WOLF 1987, S. 126.

⁵ WOLF 1987, S. 122 f.; HOLLINGER 1989, S. 27.

⁶ Nach LAMMERT 1980, S. 66.

⁷ GEHL / PURDELA SITARU 1994.

⁸ Nach FINK 1965, S. 57 f., der sich auf die Wörterbücher von JAKOB 1972 und SCHUSTER 1951 bezieht.

⁹ Vgl. HOLLINGER 1991 und HOLLINGER 1958, S. 383.

¹⁰ Die Darstellung fußt auf den Ausführungen von

WOLF 1987, S. 123 - 125; R. Hollinger (1958), S. 385 - 387; HOLLINGER 1989, S. 27 - 29; FINK 1965, S. 28 - 44.

¹¹ JAKOB 1972, S. 12.

¹² HOLLINGER 1991.

¹³ Nach WOLF 1987, S. 126 f.

¹⁴ MOKKA 1992.

¹⁵ TEUSCHL 1994, S. 103.

¹⁶ FINK 1965, S. 59 - 72; dazu auch die rum. und ung. Varianten bei LAMMERT 1980, S. 92 f.

¹⁷ GEHL / PURDELA SITARU 1994, S. 89.

¹⁸ MOKKA 1992, S. 98 f.

¹⁹ LAMMERT 1980, 79.

²⁰ Die Trennung in Serbisch, Kroatisch (oder gar noch Bosnisch) ist lediglich politisch motiviert und entspricht einer Differenzierung des Deutschen in Deutschland-, DDR-, Österreich-Deutsch usw. Gut, dass wenigstens die Musiksendung „Musikantestadt“ die politisch getrennten deutschen Sprachgebiete zusammenführt.



Temeswarer Lloydzeile Anno 2014
 mit Oper im Hintergrund

Fotoarchiv: Dr. Zawadzki

Lloydpalais Anno 2014
 mit Kathedrale im Hintergrund





ANFANGSJAHRE DER PÄDA

vor dem Hintergrund einer harten Zeit

Von Eva MARSCHANG, geb. KUGLER

Das Land befand sich seit dem „Großen“ Krieg im Umbruch. Gesellschafts- und Wirtschaftsordnung wurden nach sowjetischem Muster radikal umgebaut. Alte Gewissheiten waren abhanden gekommen, nichts war berechenbar.

Sommer 1948. Die „volksdemokratische“ Staatsmacht saß längst fest im Sattel und erinnerte sich nun an die geächtete Minderheit der Deutschen. Der Zeitpunkt war gekommen, auch sie, die man nach 1944, nachweislich, hatte vertreiben wollen, für die neue Gesellschaftsordnung zu gewinnen. Die erste Maßnahme in diese Richtung war, gestützt auf die im April 1948 verabschiedete Verfassung, die Schulreform – ein deutlicher Einschnitt in das Schulwesen der Deutschen. Auf der einen Seite werden die konfessionellen Schulen abgeschafft – Grund zu Besorgnis; auf der anderen Seite erhält die seit 1944 diskreditierte deutsche Bevölkerung das Recht auf weltliche Schulen in ihrer Muttersprache – ein Grund, Hoffnung zu schöpfen, wenn gleich die staatliche Trägerschaft jegliche Eigenständigkeit hinsichtlich der Lehrinhalte ausschloss.

Anfang September: Einschreibungen im Gebäude des Josoefstädter Klosters. Nun war es kein Kloster mehr, d.h. die „Notre-Dame“-Schwestern hatten sich auf einen Trakt zurückziehen müssen: Gnadenfrist von noch einem Jahr bis zur endgültigen Vertreibung aus ihrem Eigentum, aus ihrem Heim. In den anderen Stadtteilen, ebenso in vielen Banater Ortschaften erlitten die Niederlassungen des „Notre-Dame“-Ordens das gleiche Schicksal. Das Priesterseminar in der Inneren Stadt fiel unter dieselben Bestimmungen. Riesige Vermögenswerte wechselten den Eigentümer. Tabula rasa im nicht-orthodoxen konfessionellen Bereich! Alle diese Lehrer wurden ausgegrenzt. Ihre didaktisch-pädagogischen Fähigkeiten waren nicht mehr gefragt, weil verankert in einer christlichen Gedankenwelt und Werteordnung. Das ehemalige Kloster war nun also staatliches Eigentum. Entschädigungslos enteignet. Was dergleichen heißt, war übrigens den meisten von uns bekannt, wurden doch die deutschen Bauern, also nicht wenige unserer Eltern, schon im Frühjahr 1945 ihrer Existenzgrundlage beraubt. Im Juni 1948 holte der Staat dann ein weiteres Mal zu einem Schlag gegen die Besitzenden aus. Diesmal ging es um Industrie, Banken, Handel u.a., kurz gesagt, um die Zerstörung bürgerlichen Privateigentums, quer durch das ganze Land. Der revolutionäre Sozialismus war in Gang gekommen.

Vieles an der neuen schulischen Situation war für mich befremdlich, mehr noch: nicht ganz geheuer. Die unbekannten weltlichen Lehrer flößten mir Misstrauen ein. Das vorher so vertraute Gebäude erschien mir mit einmal beklemmend. Mich ließ der Gedanke nicht los, dass diesen „Erben“ die Vertreibung der vorherigen Besitzer doch sehr zupass kam. Sie würden hier ab nun die atheistische Weltansicht der Staatsideologen vertreten.

Spöttische Bemerkungen über die Klosterschule, ja Zynismus, hätten mich nicht gewundert. Das gab's dann aber nicht. Die neuen Lehrer hatten offenbar jeder mit sich selbst eine Menge zu tun, keine Zeit, sich darüber Gedanken zu machen, wie die aus dem Schuldienst verdrängten Klosterfrauen sich über Wasser halten würden. Erst Jahre später erfuhr ich, dass einzelne dieser weltlichen Lehrer eine schlimme Zeit hinter sich hatten: Haft, Deportation, Arbeitslosigkeit, dass sie jetzt dabei waren, sich auf eine sichere berufliche Zukunft einzustellen. Sie sahen sich also in einer Aufbruchssituation, wollten nur noch nach vorne blicken.

Das Schuljahr begann – vor allem aus Sicht ehemaliger Klosterschülerinnen – mit radikalen Veränderungen. Wo bis vor kurzem als Symbol unserer weltanschaulichen Ausrichtung das Kreuz gehangen hatte, „zierten“ jetzt „die Konterfeis der neuen regierenden Galgengesichter“ – so die treffende Formulierung eines zeitgenössischen siebenbürgischen Autors – die Wand des Unterrichtsraumes. Das völlig Ungewohnte und für Einzelne Beängstigende war die fremdartige Weltanschauung, die uns auf einmal übergestülpt wurde. Das christliche Weltbild hatte ausgedient. Alleinige Geltung beanspruchte die Heilslehre des Marxismus-Leninismus. Man sollte sich an neue „Götter“ gewöhnen, an die so genannten „Koryphäen der Wissenschaft“. Die Umerziehung kam in Gang, eine nicht eben erfolgreiche Gehirnwäsche.

Das neu aufgelegte Kontrastprogramm wartete mit einem Blendwerk verwirrender Schlagwörter auf. Kernbegriffe: Fortschritt und Reaktion. Auf den „Trümmern der alten Gesellschaftsordnung“ sollte nach „Liquidierung der Klassenfeinde“ der Sozialismus aufgebaut werden. Die KP sah sich als „Initiator und Organisator aller Siege“. Und immer wieder war zu hören, dass der Mensch der neuen Gesellschaftsordnung die Natur beherrscht. Immer wieder: der Überlegenheitsanspruch, die Siegerpose, die sozialistische Zukunftsvision. Die aktuellen Geschehnisse im Lande waren enthusiastisch zu interpretieren. Negative Erfahrungen durften nirgendwo thematisiert werden. Tabus, wohin man blickte! Wer nicht anecken wollte, unterzog sich der Selbstzensur. Dabei hatten fünf unserer Klassenkollegen Erfahrungen in der russischen Deportation hinter sich. Darüber schwiegen sie freilich eisern. Wer hätte auch im öffentlichen Raum diesbezüglich Gespräche führen wollen?

Ein großer Mangel im Unterrichtsbetrieb, von Anfang an als lästig und unzulänglich empfunden, war das Mitschreiben des Lehrervortrags. Die alten Bücher hatte man ausgemustert, neue, streng ideologisch ausgerichtete, erst in wenigen Fächern erarbeitet. Es herrschte eine ziemliche Orientierungslosigkeit. Einzelne Lehrer, deren Vortrag darin bestand, dass sie aus dem rumänischen Lehrbuch heraus übersetzten oder aus ihren Heften vorlasen, kamen



bei uns ziemlich schlecht weg. Zunächst fragte man sich, wieso die ihren Stoff nicht besser beherrschten. Erst allmählich dämmerte uns, dass sie gerade dabei waren umzulernen, sich mit völlig neuen Inhalten, neuen Auslegungen vertraut zu machen. Der eine oder andere war wohl auch auf Selbstschonung eingestellt. Dergleichen gab es ja zu allen Zeiten.

Zu den Neuheiten der Schule gehörte unter anderem die „Wandzeitung“ als Mittel andauernder politischer Indoktrination. Zu bestimmten Anlässen, z.B. 1. Mai, 7. Nov. (Jahrestag der russischen Oktoberrevolution) oder Jahrestage sonstiger revolutionärer Ereignisse, wurde der eine oder andere Schüler bedrängt, Aufsätze für die Wandzeitung zu verfassen. In der Regel lehnte man sich an die Leitartikel der Tagespresse an, Vorgekautes wurde nachgebetet. Die Wandzeitung musste selbstverständlich gefällig gestaltet, mit Symbolen der Arbeiterklasse, der mit ihr „verbrüderten“ werktätigen Bauernschaft und der diesen dienenden Intellektuellen, den „Arbeitern der Stirn“, versehen sein. Hilde Sch. wurde als talentierte Zeichnerin immer wieder für die künstlerische Aufmachung herangezogen.

Die meisten Mädchen unserer Klasse wohnten im Internat und außen in der dortigen Kantine. Da herrschten in den Anfangsjahren chaotische Zustände. Die von früher gewohnte Ordnung und Sauberkeit war allgemeiner Unordnung gewichen. Man hatte seine liebe Not mit den verwanzten Schlafzimmereinrichtungen, die offenbar aus Militärkasernen herangeschafft worden waren. Wo war bloß das gepflegte Klosterinventar hingeraten? Bei der Wanzenjagd kam es auf Eigeninitiative und Durchhaltevermögen an. Da der Erfolg mäßig blieb, musste schließlich an „Sanepid“ appelliert werden, ein Amt, das in etwa dem hiesigen Kammerjäger entsprach.

Was die Verköstigung betraf, durfte man nicht empfindlich sein. Man brauchte einen gesunden Magen. Einzelnen verging der Appetit bei dem üblen Geruch, der an manchen Tagen aus der Küche drang und sie betrat erst gar nicht den Speiseraum. Die Eltern der meisten Schüler waren infolge der Schicksalsschläge der Nachkriegsjahre verarmt, also sah man im Allgemeinen darüber hinweg, dass die Verpflegung insgesamt und besonders die Hygiene sehr zu wünschen übrig ließen. Rückblickend sprechen nicht wenige von beklagenswerten Zuständen. Sie waren dennoch froh, recht und schlecht versorgt zu sein, da die Kosten einer privaten Unterbringung die Möglichkeiten ihrer Eltern überstiegen. Vereinzelt gab es auch positive Ansätze. Die Pädagogin bemühte sich, eine geregelte Struktur in den Tageslauf zu bringen. Das pünktliche Wecken und anschließende Morgenturnen leiteten den Tag ein, was allerdings nicht jedem genehm war. Die vormals im Kloster praktizierte Unterordnung und Rücksichtnahme ließen sich nicht durchsetzen. Im Aufenthaltsraum nachmittags zu lernen war nachgerade unmöglich, da große Unruhe herrschte und die Pädagogin es nicht schaffte, ihre Schutzbefohlenen auf eine gemeinsame Tagesordnung zu verpflichten. Die Lernwilligen sahen sich hilflos der um sich greifenden Zügellosigkeit ausgeliefert. Zur Vorbereitung der Abschlussprüfung im Juni 1950 blieb ihnen keine andere Wahl, als sich auf die stillen Nach-

stunden zu verlegen.



das Mutterhaus der nach unserer lieben Frau benannten Armen Schulschwestern

Fotoarchiv: Dr. Zawadzki

Im Josefstadter Gebäudekomplex waren damals übrigens auch eine „Școala normală de fete“ (Pädagogische Mädchenschule) sowie eine „Școala superioară de comerț“ (Höhere Handelsschule) untergebracht. Auch diesen stand die Kantine zur Verfügung. Ebenso – im Bedarfsfall – die Krankenstation, die „infirmerie“. Den Schülerinnen von damals war nicht bekannt, welcher übergeordneten Behörde die Zuständigkeit für dieses nun mehrfach gegliederte Internat zukam. Die Rumänen genossen bei der Raumzuteilung natürlich den Vorrang. Die Päda verfügte nur über eine begrenzte Anzahl von Räumlichkeiten. Man erinnert sich, dass Frau Kosper, zuständig für das Fach Kleinkinder-Pädagogik, mit ihren acht Schützlingen, siebenbürgischen Schülerinnen der „Oberprima“, (12. Klasse), da untergebracht war. Vermutlich hatten die Eltern ihre Mädchen der Obhut dieser respektierten Lehrerin anvertraut. Dass sie hier wohnen durfte, war ein Privileg. Die anderen sieben-bürgischen Lehrer hatten sich in der Stadt einmieten müssen.

1948/49 war die Klosterkapelle, gelegen im 1.OG, direkt über dem Haupteingang, noch nicht zweckentfremdet, und Internatler, denen danach zumute war, konnten sich schon mal, wenn ihr Programm es zuließ, dort heimlich zum Gottesdienst einfinden. Dabei begegnete man der einen oder anderen ehemaligen Lehrerin. Ihren Mienen war abzulesen, wie sich lebenslanges Berufsverbot anfühlte. Ausrangiert, in die Wüste geschickt. Ja, die „neue Humanität“ zeigte sich mitunter als richtige Fratze. Die Unterrichtsreform von 1948 hat den Religionsunterricht abgeschafft. Jedoch aufgrund der vorangegangenen religiösen Erziehung und aus innerer Ablehnung des kruden Materialismus und Atheismus dachten die meisten von uns nicht



daran, sich von Gottesglaube und Kirche zu verabschieden. Wir fanden Mittel und Wege, mit dem vormaligen Religionslehrer, Herrn Konrad Kernweisz, heimlich regelmäßige Treffen in der Sakristei der Klosterkirche zu vereinbaren. Erwähnenswert, dass 1954 genau dieser Geistliche von Bischof Augustin Pacha kurz vor dessen Tod zum „Ordinarius substitutus“ des Temeswarer Bistums bestellt wurde, also zum Amtsnachfolger. Bischofsernennungen standen nach kirchlichem Recht eigentlich allein dem Papst zu, doch in der gegebenen Notsituation der katholischen Kirche in Rumänien musste eine Ausnahmeregelung angewendet werden. Die Geheimhaltung des Religionsunterrichts gelang uns allerdings nur für eine begrenzte Dauer. Wir mussten aufgeben. Auch beim Kirchenbesuch durfte man sich nicht erwischen lassen. Es gab vereinzelt scharfe Rügen. Später erst begriffen wir, dass es meist um wohlgemeinte Warnungen ging.

Unsere damalige Klasse – die Erinnerung hat das Bild junger Menschen mit einer gehörigen Portion Idealismus gespeichert – war auf den ersten Blick homogen. Wir kamen von der gleichen Muttersprache her, aus der gleichen Bevölkerungsgruppe, mal abgesehen von sozialen Abstufungen, bedingt durch Berufe, Beschäftigung und daraus resultierende wirtschaftliche Lage der Eltern. Ob man aus einem entlegenen Dorf stammte, wo durch rigorose Enteignung, Kolonisten-Einquartierung, fehlende Verdienstmöglichkeiten die Familien in schwere Notlagen geraten waren, oder in Stadt Nähe sein Zuhause hatte, der Vater vielleicht ein Handwerk betrieb oder eine sichere Arbeitsstelle hatte, die Familie womöglich von Krieg und Kriegsfolgen kaum in Mitleidenschaft gezogen worden war, das machte einen großen Unterschied. Die deutsche Bevölkerung war in der Nachkriegszeit zwar insgesamt zum Sündenbock gestempelt und mit außergewöhnlichen Härten konfrontiert worden. Der Grad individueller Betroffenheit wies jedoch nennenswerte Abstufungen auf. Trotzdem kann behauptet werden, dass mit diesen Vorgängen – Repressalien aller Art – ein Prozess der Entwurzelung und Entfremdung in Gang gekommen ist, der sich dann über Jahrzehnte unaufhaltsam fortsetzte, namentlich ab dem Zeitpunkt, da die Staatsführung ihr Assimilierungsvorhaben nicht mehr verhehlte.

Sechs unserer Lehrer stammten aus Siebenbürgen. Ihr Deutsch hörte sich etwas anders an als das unserer Banater. (Der deutliche Akzent kam von der siebenbürgisch-sächsischen Mundart her, wie jener der meisten Banater von ihren dörflichen Dialektken bzw. ihrem städtischen Umgangssdeutsch). Von den Siebenbürgern schnitt wohl der Zeichenlehrer Helfried Weiß bei uns am besten ab. Er ging auch mit den künstlerisch weniger Begabten noch sehr höflich, ja nachsichtig um und war, wie wir später erfuhren, ein geschätzter Körner in der Kunstszene der Siebenbürger Sachsen.

Direktor Stefan Binder hatte ein imponierendes Auftreten. Viel Selbstbewusstsein, Festigkeit, Durchsetzungskraft. Seine Ansprachen bei verschiedenen Anlässen, sei es rumänisch oder deutsch, bewiesen große sprachliche Gewandtheit. Freilich hielt er sich an die verordneten

Sprachregelungen, gab sich keine Blöße, kam aber selten mal plump bzw. scharfmacherisch daher. Seine preußische Pflichtauffassung und Korrektheit nötigte Respekt ab. Andererseits war es schon merkwürdig, wie er und die anderen uns in der Beurteilung des Weltgeschehens von heute auf morgen einen Schwenk von 180 Grad zumuteten, wie sie ungehalten reagierten, wenn z.B. auf die Frage nach der weltgeschichtlichen Bedeutung der „Großen Sozialistischen Oktoberrevolution“ keine passende Antwort kam. Wir waren doch eingeschüchtert und völlig ungeübt im Gebrauch solcher Vokabeln, empfanden die großspurige Beurteilung „revolutionärer“ Ereignisse auch als unglaublich.

Dr. Binder unterrichtete uns im Fach Deutsch. Er vertrat seine nach ideologischen Kriterien ausgedünnten Themen zwar mit Überzeugungskraft, aber es befremdete doch, dass die Literatur hauptsächlich dazu da sein sollte, das Gegeneinander der sozialen Klassen zu spiegeln. Unser Lehrbuch (11./12. Klasse) enthielt vorwiegend Gedichte und Prosafragmente des 19. und 20. Jh.s., die den zeithistorischen Hintergrund spiegelten. Da ergaben sich reichlich Anlässe, die Bundesrepublik als einen preußisch geprägten Staat des Militarismus, Faschismus und Revanchismus verächtlich zu machen und diesem Feindbild als Kontrast den friedliebenden Arbeiter- und Bauernstaat der DDR gegenüber zu stellen. Schwarz-Weißmalerei war an der Tagesordnung, Zwischentöne passten nicht ins Konzept. Es war eine kompromisslose Zeit. Bei der Textauslegung galten allein die Maßstäbe der marxistischen Lehre. Eigenständiges Argumentieren war tunlichst zu vermeiden. Es wurde viel theoretisiert, ohne die jeweiligen Behauptungen immer mit überzeugenden Beispielen zu belegen. Ich erinnere mich weder an poetische noch an Prosatexte, die mich innerlich bewegt hätten. Bei deren Besprechung ging es nicht darum, unsere Urteilsfähigkeit zu schulen, sondern die vorgegebenen Denkmuster einzüben. Für die Prüfungen kamen allein die vermittelten Inhalte in Frage. Diese hatte man sich einzuprägen. Jung und unerfahren, ohne entsprechende Denkanstöße, waren wir oft nicht in der Lage, uns ein eigenes Urteil zu bilden bzw. es war nicht ratsam, sich mit einer Gegenthese zu Wort zu melden.

Vor allem in ideologeanfälligen Fächern war es um die Glaubwürdigkeit schlecht bestellt. Manchmal schockierte der Lehrer uns auch mit Aussprüchen wie: „Schillers ‚Lied von der Glocke‘ hat seinen Platz längst in den Grabgewölben der Literaturgeschichte gefunden.“ Bei solchen Urteilen gingen Literaturliebhaber innerlich entschieden auf Abstand zu dem sonst respektierten Lehrer.

Noch in der Klosterschule hatten wir das „Lied von der Glocke“ – einerseits poetische Abspiegelung des Arbeitsprozesses in einer Glockengießerei, andererseits Nachvollzug der jeweils von Glockengeläut markierten Hauptstationen menschlichen Lebens von der Wiege bis zur Bahre – mit Bewunderung zur Kenntnis genommen. Einige hatten das Gedicht zum Teil oder gänzlich auswendig gelernt. In der Bewertung jener, die nun die Weltrevolution im Auge hatten, musste diese Dichtung jedoch



durchfallen, allein schon wegen der Passagen über die Französische Revolution, deren Blutrausch Schiller als Zeitgenosse anprangerte. Für mich war Schillers Poem mit seinem wuchtigen Motto: „Vivos voce, mortuos plango, fulgura frango“ (die Lebenden rufe ich, die Toten beklage ich, die Blitze breche ich) zunächst ein Preislied auf höchst anspruchsvolle handwerkliche Leistungen. Auf dieses Fundament stellt der Dichter seine Betrachtungen zum Ablauf des menschlichen Lebens im Wechsel der Zeiten. Viele ewig gültige Wahrheiten sind darin eingebettet, so z.B. der Satz: „Jedoch der schrecklichste der Schrecken das ist der Mensch in seinem Wahn.“ Haben wir dies denn nicht gerade in jenen Jahren konkret erfahren!

Während einer Unterrichtsbesichtigung stellte der Inspektor (ich meine, er hieß Várady) die Frage, warum die Leute eigentlich noch in die Kirche gehen. Zunächst betretenes Schweigen. Dann meldete sich Grete – sie hatte einige Jahre in der russischen Deportation gehungert und war ziemlich abgebrüht. Nun erklärte sie laut in den Klassenraum hinein: „Die Leute gehen in die Kirche, weil dort alles noch so ist wie früher.“ Einige von uns zuckten zusammen. Der anwesende Lehrer war verlegen und gab sich alle Mühe, die Scharte auszuwetzen. Der Inspektor musste einsehen, dass wir es auf dem Weg der Umerziehung noch nicht weit gebracht hatten.

Unsere Klassenlehrerin war von 1948 - 49 (11.Klasse) die Mathematikerin Martha Lang aus Siebenbürgen. Sie besaß leider nicht die Gabe, uns dieses Fach schmackhaft zu machen. Ein Glück nur, dass Erika K. als Mathe-Ass bei Bedarf mit leichter verständlichen Erklärungen einsprang. Bezeichnenderweise kam es gerade in Mathematik bei der schriftlichen Abschlussprüfung beinahe zu einem totalen Fiasco. Wir rechneten, dass uns die Köpfe rauchten und gerieten dabei in zunehmende Verwirrung. Zum Glück fiel einem der Aufsicht führenden Lehrer die verfahrene Situation noch rechtzeitig auf. Die Aufgabenstellung wurde überprüft und korrigiert und damit eine Blamage der ganzen Klasse vermieden.

Man behielt jene Lehrer in guter Erinnerung, die sich trotz der misslichen Situation einiges abverlangten, bevor sie uns Schülern mit Forderungen gegenübertraten. Dr. J. Wolf war bald als Pädagoge von ganz seltenem Format zu erkennen. Die meisten sahen in ihm die Nummer 1. Er war eine Art Universalgenie. Wir hatten gewaltigen Respekt vor ihm, verehrten ihn richtiggehend, fürchteten ihn zugleich. Vor allem das pädagogische Praktikum betrieb er mit äußerster Strenge. Da wurde man schon mal ordentlich zusammengestaucht, weil der Unterrichtsplan z.B. zu formal, zu oberflächlich ausgefallen war.

Mit ihm hatten wir die Fächer: Psychologie, Logik, Geschichte der Pädagogik, Methodik und, wie bereits erwähnt, das pädagogische Praktikum. In anderen Klassen unterrichtete er Mathematik. Dass er außerdem Germanist war, ahnte vorerst keiner von uns, wenngleich er auffallend häufig Zitate aus der deutschen Literatur, speziell aus der Klassik, einflocht. Er war einfach auf vielen Ebenen zu Hause. Weder vorher noch nachher ist mir je ein Lehrer von vergleichbarer Kompetenz begegnet. Später – an der

Fakultät in Bukarest – haben wir Temeswarer oft beklagt, nicht annähernd so gut bedient zu sein. In jener Zeit der Ideologisierung wurden eben viele Lehrer vor allem nach politischen Kriterien eingesetzt, auch an den Hochschulen.

Für Wolf kam mittelmäßiges Lavieren nicht in Frage. Er war fachlich so beschlagen, dass er über genügend Kenntnisse verfügte, die sich auch in der „neuen“ Zeit vertreten ließen. Bei ihm konnte man auch mal Skepsis darüber äußern, dass die Sowjets plötzlich in allen Wissenschaften die Vorrangstellung innehaben sollten. Er wusste uns auf eine diskrete Art über das Unbehagen an so viel Täuschung und Verlogenheit einigermaßen hinwegzuhelfen. In Klasse 12 hatten wir ihn auch als Klassenlehrer. Nach einem Wort von Frau Lang sollte er uns den „letzten Schliff“ geben. Darüber hat wohl später mancher von uns gelächelt, dämmerte uns doch bald, dass man um den „letzten Schliff“ ein Leben lang zu ringen hat. Auf

jeden Fall verstand er es, uns in seinen gesellschafts- und kulturgeschichtlich geprägten Fächern Vieles aus der Gedanken- und Erkenntniswelt vergangener Jahrhunderte zu vermitteln, verknüpft mit Namen von bedeutenden Philosophen und Pädagogen. Mir blieb besonders der Name des englischen Philosophen Thomas Hobbes (17. Jh.) im Gedächtnis, von dem der Ausspruch stammt „homo homini lupus“ (wörtlich: der Mensch ist des Menschen Wolf). Hobbes vertrat, wie Dr. Wolf ausführte, den Standpunkt – und wie man aufgrund der uns umgebenden Verhältnisse erkannte zu Recht – dass der Mensch durch den Trieb zur Selbsterhaltung und durch Machtgier bestimmt ist. So wurde also in Dr. Wolfs Ausführungen das Prinzip des Daseinskampfes als Grundform sozialer Beziehungen zur Sprache gebracht, auf unverfängliche Weise, weil einem weit zurückliegenden Jahrhundert zugeordnet. Mit zunehmender eigener Erfahrung im gesellschaftlichen Umgang neigte mancher von uns dazu, auch Hobbes' These „bellum omnium contra omnes“ (Krieg aller gegen alle) für realitätsgemäß zu halten. Eine Erkenntnis von Zeit überdauernder Gültigkeit.

Große Wertschätzung genoss ebenso Frau Herta Krall, die ihre naturwissenschaftlichen Fächer frei vortrug und gediegenes Wissen besaß. Verdächtig fanden wir aber auch hier die früher nie erfahrene Dominanz sowjetischer Autoritäten, die wiederholt eingeflochene großspurige Behauptung, der Mensch, die Wissenschaft, sei in der Lage, die Natur zu beherrschen, nach eigenen Vorstellungen zu steuern.. Früher vermittelte Lehrinhalte, wie z.B. die Mendelsche Vererbungslehre u.a., wurden über den Haufen geworfen, dafür die Abstammungs- und Selektionslehre des Briten Charles Darwin in den Vordergrund gerückt. Da war radikales Umdenken angesagt. Man hatte nicht selten das Gefühl, mit Unwahrheiten eingedeckt zu werden, mit Thesen, deren Bestand nicht gesichert war, und nahm daher vieles unter Vorbehalt auf.

Frau M. Pelger vertrat mit angemessener Ernsthaftigkeit das nicht eben leicht zugängliche Fach der Chemie. Ebenso wie Frau Krall befand sie sich in der günstigen



Lage, das Ideologische weitgehend aussparen zu können. Sie bewegte sich im Reich von wissenschaftlichen Regeln und Formeln. Es reichte, gelegentlich Namen sowjetischer Wissenschaftler rühmend einzuflechten und schon war dem Aktualitätsanspruch Genüge getan. Allerdings konnte man sich in den erwähnten Regeln und Formeln auch mal verheddern. Dergleichen kam vor und die Schüler reagierten mit Schadenfreude.

Dass diese sächsischen Lehrerinnen, sämtlich unverheiratet, in Temeswar vermutlich recht einsam lebten, darüber machte sich kaum einer von uns Gedanken. Erst später war zu erfahren, dass ihr Single-Status mit diesbezüglichen Bestimmungen ihrer evangelisch-kirchlich geprägten Lehrerausbildung zusammenhing. Nach deren Verständnis konnte nur, wer keine eigene Familie gründete, sich voll und ganz seinen pädagogisch-didaktischen Verpflichtungen in der Schule widmen. Man sieht sich hier an das Argument für die zölibatäre Lebensform katholischer Geistlicher erinnert.

Für das Fach Geschichte war Herr M. Bockel zuständig. Er übte auch das Amt des Subdirektors aus. Die Inhalte dieses ideologieanfälligen Faches waren selbstverständlich marxistisch anzugehen. Die Entwicklung der Menschheit sollte als eine Abfolge von Klassenkämpfen gesehen werden. Im letzten Schuljahr stand rumänische Geschichte auf der Tagesordnung. In den Unterrichtsstunden ging es fast nur noch um Arbeiterbewegung und Bauernaufstände. Der Lehrer übersetzte in Eile entsprechende Passagen aus dem neu erschienenen Fachbuch von Mihail Roller. Übertragungsfehler, Sprachschnitzer, ließen sich da kaum vermeiden. Der zeitgenössische rumänische Historiker Frangopol bezichtigt Roller übrigens der Geschichtsfälschung. Nun, wir nehmen es verständnisvoll zur Kenntnis.

In jenen ersten Jahren der Umorientierung zog man es zu unserer Verärgerung oft vor, mit dem Unterrichtsstoff lieber auf Schmalspur zu wechseln, als Inhalte zu vermitteln, die sich mit der Parteidoktrin nicht vereinbaren ließen. Es fiel, genau gesagt, nicht selten Wesentliches unter den Tisch. Es gab keine Scheu vor der Einengung unseres geistigen Horizonts. Auch sprach keiner mehr von Herzensbildung. Bei Leerlauf konnten unsere Köpfe eine Ruhepause einlegen. Doch in der Folgezeit musste Vieles nachgeholt werden.

In Erdkunde ging es im letzten Schuljahr vorrangig um das große Sowjetreich, seine Kollektivierung, Elektrifizierung u.ä., um den „neuen“ Menschen, die enge Freundschaft zwischen den Völkern der SU und natürlich um den Generalissimus. Für die Überhöhung alles Sowjetischen kam bei uns der Begriff „Superlativus sovieticus“ auf. Mit Ironie versuchte man, sich das Unbehagen über den nicht zu rechtfertigenden Anspruch auf Vorbildlichkeit abzureagieren. Die Fachlehrerin, eine junge Frau von sanfter Gemütsart, brachte manchmal ihr Kleinkind mit in die Klasse, was freilich ein Unding war, eigentlich unzulässig. Doch wer hätte sie zu tadeln gewagt? Erstens war klar, dass die Betreuerin gelegentlich ausfiel, zweitens trug diese Lehrerin einen rumänischen Namen. Das war für sie an einer

deutschen Schule ein echtes Schutzschild!

Das Fach Rumänisch vertrat Herr D. Fara. Er sah sich in der verzweifelten Situation, den Klassiker Eminescu in einen proletarischen Poeten umfunktionieren zu sollen und uns mit Namen nie gehörter drittklassiger Autoren abzuspeisen. Titu Maiorescu, in der 2. Hälfte des 19. Jh. Wortsführer des literarischen Vereins „Junimea“ (Die Jugend), dessen Zeitschrift „Convorbiri literare“ (Literarische Gespräche) Rumänien der europäischen Moderne öffnete, wurde als Anhänger bürgerlicher Philosophen des Westens abgewertet, Dobrogeanu-Gherea (alias Solomon Katz) dagegen entsprach den neuen Maßstäben, vertrat er doch in seiner Zeitschrift „Contemporanul“ (Der Zeitgenosse) sozialistische Ideen. Ein Dauerthema war die sterile Polemik zwischen den Anhängern der reinen Kunst (artă pentru artă) und jenen der Tendenzliteratur („artă cu tendință). Die Literatur wurde auf proletkultistische Tendenzen verengt, erlangte aber nach und nach etwas Spielraum nach dem Konzept des sozialistischen Realismus. Sie sollte auf jeden Fall Gebrauchswert im Sinne der Propagierung kommunistischer Anschauungen haben. Literatur ohne klassenkämpferische Akzente wurde generell abgewertet. Weder poetische noch Prosatexte der letzten Schuljahre waren daher geeignet, bei uns bleibenden Eindruck zu hinterlassen.

In der schriftlichen Abschlussprüfung wagte man es erstaunlicher Weise, uns eine Aufgabe zu stellen, die weitab vom Dunstkreis der „Internationale“ lag. Das Thema lautete nämlich „Școala ardeleană“. Das war eine im 18. Jh. von Siebenbürgen ausgehende geistig-kulturelle Erneuerungsbewegung des Rumänentums, die nationale und zugleich europäische Konturen aufwies, genauer gesagt, den Anschluss an die Aufklärung österreichisch-josephinischer Prägung suchte. Damit hatten wir eigentlich nicht gerechnet. Bestimmt fielen unsere Aufsätze über dieses Thema recht bescheiden aus, war es doch im Unterricht nur oberflächlich abgehandelt worden, so dass wohl die wenigsten von uns damals die tiefere Bedeutung jener Bewegung erfassten.

Mit den aufoktroyierten Scheuklappen in Fragen von Literatur und Kunst konnte man erst später, in der Phase relativer Liberalisierung ab Mitte der sechziger Jahre, einigermaßen aufräumen und zu zentraleuropäischen Sichtweisen zurückfinden. Bedauerlicher Weise war das Einüben von Gebrauchstexten damals im Sprachunterricht anscheinend nicht vorgesehen. Wie eine „cerere“ (Antrag) oder eine „contestație“ (Widerspruch) abzufassen war, hatte man sich später mühsam als Autodidakt beizubringen. Auch wären im Fach Rumänisch bei uns Übungen in Grammatik, Rechtschreibung und Zeichensetzung angebracht gewesen. Doch sie unterblieben.

In Frau Abramovici hatten wir eine gewissenhafte Russischlehrerin. Aber es fiel schwer, sich für die Sprache der Diktatoren zu begeistern. Außerdem beschränkte sich der Unterricht, wie zu jener Zeit in Fremdsprachen allgemein üblich, weitestgehend auf das Einüben grammatischer Strukturen. Wir deklinierten Substantive u.a., konjugierten



Verben, lernten Vokabeln, übersetzten dann zur Not einfache Texte. Konversationsübungen fehlten im Programm. Eine solche Didaktik konnte nicht sonderlich ergiebig sein. Dass der Ertrag dürftig war, lag freilich auch an unserer unvernünftigen Ablehnung. Im Rückblick bedauerte der eine oder andere von uns später dieses unreife Verhalten.

Die Sympathie vieler Schüler gehörte dem Musiklehrer. Franz Stürmer, der trotz Strenge ein äußerst liebenswerter Mensch war. Wenn einer mal falsch sang oder spielte, signalisierte er es dem Betreffenden mit nachsichtigem Blick. In den Chorstunden dieses Vollblutmusikers kamen Herz und Gemüt auf ihre Rechnung. Es wurden alt vertraute deutsche Volkslieder gesungen und neue hinzu gelernt, dazu rumänische und russische Volksweisen, z.B. „Moldoveancă oacheșă“ (Brünette Moldauerin), ferner das „Lied der Wolgaschlepper“ sowie die erschütternde Ballade von einem verzweifelten Fluchtversuch aus sibirischer Gefangenschaft, Anfangszeile: „Herrlicher Baikal, du Heiliges Meer“. In den Alpträumen traditioneller Lieder konnten wir Vieles vom Leid unserer Gegenwart wieder erkennen. Freilich musste auch neues Liedgut einstudiert werden, das den kommunistischen Thesen entsprach. So das rauschhafte Chorlied, das mit den Zeilen beginnt: „Vom Amur bis fern zum Donaustrand, von der Taiga bis zum Kaukasus schreitet frei der Mensch in weitem Lande, ist das Leben Wohlstand und Genuss.“ Hier wurden Gegebenheiten vorgegaukelt, die mit der Realität im Sowjetreich nichts zu tun hatten. Wir nahmen es in Kauf, da wenigstens die Melodie gut ins Ohr ging.

Unser Musiklehrer war auch Komponist. Darüber verlautete leider wenig. Seine Komposition „Mein Heimatdorf“ erinnert in Text und Melodie nostalgisch an die Heimat von einst, an blühende Ortschaften, wie Wiesenaid und Blumenthal, spricht von einer glücklichen Kindheit und vom Stolz der Schwabenkinder auf diesen Landstrich. Der zufriedenste Ausblick lässt einen, den politischen Umständen geschuldeten Zweckoptimismus erkennen.

In den Kulturveranstaltungen, sei es innerhalb der Schule, sei es auf Wochenend-Ausfahrten ins Umland, durften die damalige Staatshymne – Anfangszeile: „Zdrobite cătușe în urmă rămân, în fruntea-i mereu muncitorul.“ (Zersprengte Fesseln lassen wir hinter uns, ganz vorne schreitet stets der Arbeiter), „Porniți înainte tovarăși..“ (Vorwärts, Genossen!) und „Suliko“, das angebliche Lieblingslied des „Genossen“ Stalin, nicht fehlen. Das war unser Tribut an die Machthaber, zugleich unser Alibi. Der mehrstimmige Chor, die Jodler- (Grete M.) und Solo-Einlagen (Gisi K., Franz P., Erich G.), das Instrumentalorchester, begeisterten die Zuhörer. Die Ausfahrten in die Gemeinden des Banats, schließlich auch nach Siebenbürgen, wurden zu eindrucksvollen Gemeinschaftserlebnissen inmitten unserer deutschen Landsleute. Zur Kulturarbeit gehörte zudem das Einstudieren von Volkstänzen und das rhythmische Turnen. Frau Krall wendete einen beachtlichen Teil ihrer Freizeit für diese Tätigkeiten auf.

Als Theaterregisseur betätigte sich mit hochgradiger Kompetenz Dr. Wolf. Erst viel später kam zur Sprache, dass er

selbst mal die Rolle des Mephisto aus Goethes „Faust“ auf der Bühne gespielt hatte. Mit begabten Schülern studierte er Gogols „Revisor“ und das sowjetische Stück „Die rote Krawatte“ ein. Für einige unserer Theaterspieler, wie Gerda R. und Otto G., mündete die Liebhaberei später in den Hauptberuf. Als das Temeswarer deutsche Staatstheater 1953 neu gegründet wurde, ließen sie sich dort anwerben.

Es war 1949 oder 1950, als wir auf höhere Anordnung klassenweise in den „Verband der Werktätigen Jugend“ (UTM) aufgenommen wurden. An sich war dagegen nichts einzuwenden. Das Attribut „werktätig“ durfte unsere Bevölkerungsgruppe allemal für sich in Anspruch nehmen. Die Mitgliedschaft in dieser Jugendorganisation endete für einige jedoch schon nach paar Jahren mit einer öffentlichen „Entlarvung“ („element necinstit care teai furișat în rândurile noastre“ = ehrloses Element, das sich in unsere Reihen eingeschlichen hat), mit demütigendem Rauswurf. In öffentlicher Versammlung brachten politisch Aktive die Anschuldigungen vor und den Antrag auf Ausschluss. Die Abstimmung der Anwesenden mit hoch gehaltenem Mitgliedsbüchlein besiegelte die Ächtung. Die „Sündenböcke“ hatten daraufhin den Versammlungsraum (großen Hörsaal) zu verlassen. Bedeckt mit Schimpf und Schande, lösten sie sich aus der Vielzahl der „Aufrechten“ heraus und entfernten sich gesenkten Hauptes. Noch stand ihnen die zweite Stufe der Ächtung bevor: die Exmatrikulation. Wo sich ein politisch potenter Fürsprecher fand, in Bukarest zu jener Zeit nicht selten ein Jude in gehobener Stellung, Anhänger deutscher Kultur, da ließ sich dieser Schlag noch vereiteln. So wurden Einzelne davor bewahrt, in ihrer Verzweiflung – Erpressungsversuche durch die Securitate waren hinzugekommen – den letzten Ausweg in der Dâmbovița zu suchen. Doch auch in diesem Fall haftete das Stigma des Klassenfeindes hartnäckig, was über Jahre hin Benachteiligungen zur Folge hatte. Für den Ausschluss gab es unterschiedliche Begründungen: die Eltern gehörten einmal der „deutschen Volksgruppe“ an, sie waren „Ausbeuter“ oder nahe Angehörige hatten in der Waffen-SS gedient. Alles schwer wiegende Anschuldigungen. Viele Verwandte zu haben war nachteilig. Man konnte für jeden einzelnen in Sippenhaft genommen werden.

Es sei noch an einen Vorfall erinnert, der einen schlimmen Ausgang hätte nehmen können und die Beteiligten für einige Zeit sehr besorgt machte. Man erinnert sich wahrscheinlich gut daran, dass an den großen Festtagen der Kommunisten die bekannten Aufmärsche mit verlogenen Akklamationen für das Regime stattfanden. Es war an einem 1. Mai oder 7. Nov. Wir versammelten uns auf der Straße vor dem Schulgebäude. Da kam einer von der Jugendorganisation UTM, verteilte Zettel mit den Lösungen und betonte, besonders vor der Tribüne solle mit voller Lautstärke gerufen werden. Einige aus unserer Klasse standen im Kreis um Prof. Stürmer und warteten auf das Zeichen zum Abmarsch. Da war aus einer Ecke die Bemerkung zu hören, diese Lösungen blieben einem im Hals stecken, besonders der endlos zu skandierende Name des Generalissimus. Der beliebte Lehrer wusste Rat. In seiner damals unbegreiflich unbekümmerten, ja leichtsinnigen Art



brachte er es fertig, uns zu empfehlen, im Wechsel von laut und leise, von hochgerecktem und gesenktem Kopf: „Stalin – jos! Stalin – jos!“ (Stalin – nieder!) zu rufen bzw. zu murmeln. Darüber sind einige mächtig erschrocken. Es hätte leicht zur Anzeige kommen können, denn in der U.T.M. gab es Mitschüler, von denen damals schon recht schrille Töne zu hören waren. Sie übten sich bereits darin, auf der Woge der Zeit erfolgreich mit zu schwimmen. Zum Glück ist die Geschichte nicht weitererzählt worden. Sie hätte den Lehrer leicht hinter Gitter bringen können und auch für jene, die dabei waren und das Geschehene nicht zur Anzeige gebracht hatten, böse Folgen nach sich gezogen. Zu einem späteren Zeitpunkt hat Prof. Stürmer seine Stelle allerdings verloren. Ebenso wurde seine Frau, die jahrelang beim Temeswarer Rundfunk tätig war, hinausgedrängt. Die Begründung für diese Diskreditierung ist mir nicht bekannt. Denkbar, dass er sich in seiner gradlinigen Art Freiheiten herausnahm, die Anstoß erregten. Immerhin hat er anschließend noch sehr erfolgreich in Reschitza gewirkt.

Den Abschluss zu schaffen, das Berufsziel eines Grundschullehrers zu erreichen, hatte für uns damals nichts mit Liebhaberei oder Spaß zu tun, war vielmehr zwingende Notwendigkeit. Wir mussten in die Lage kommen, auf eigenen Füßen zu stehen, in einzelnen Fällen auch Sozialleistungen für verarmte oder kranke Eltern, für noch in der Ausbildung stehende Geschwister aufzubringen, für die sich jener Staat der proletarischen Diktatur nicht verantwortlich fühlte. Fünf aus unsrer Klasse fassten anschließend den Mut, ein Studium aufzunehmen: zwei in Klausenburg – Chemie bzw. Geschichte, eine in Temeswar – Mathematik, zwei in Bukarest – Germanistik bzw. Musik.

Um die beklemmende Atmosphäre jener Zeit zu vergewärtigen, soll noch an Geschehnisse der frühen 50er Jahre erinnert werden, die uns in Angst und Schrecken versetzten. (Man lese dazu im Internet den Beitrag des aus Siebenbürgen stammenden Schriftstellers Dieter Schlesak: über „Die 2 Epochen des kommunistischen Terrors“).

Im Juli 1950 wurde der Bischof des Temeswarer Bistums Augustin Pacha vom Geheimdienst verhaftet und nach Bukarest verlegt. Es folgte die Verhaftung weiterer Geistlicher aus seinem Umkreis, ebenso von Klosterfrauen, die mit der bischöflichen Aula in Verbindung gestanden hatten. Die Anfeindungen gegen die katholische Kirche hatten seit Jahren an Schärfe zugenommen. Sie gipfelten im Herbst 1951 in einem abstrusen Schauprozess vor dem Bukarester Militärgericht, bezeichnet als „Prozess gegen eine Gruppe von Verrätern und Verschwörern im Dienst des Vatikans und des italienischen Spionagezentrums“. Die Medien brachten täglich ausführliche, von Hass triefende Berichte und Kommentare. Auch die deutschsprachige Tageszeitung „Neuer Weg“ überschlug sich damals in Hetztiraden. Besonders ein junger Banater Journalist tat sich darin hervor. Die Urteile für die einzelnen Angeklagten lauteten, verkürzt gesagt, auf schweren Kerker bzw. lebenslängliche Zwangsarbeit.

Auf die weiteren groß angelegten Prozesse im Bereich der

Rumäniendeutschen (in den 50er und 60er Jahren) soll hier nicht eingegangen werden, wenngleich sie zu den schwersten seelischen Belastungen gehörten, denen ich mich in jener Zeit ausgesetzt sah. Wenn der „Blitz“ im nächsten Umkreis einschlug, hattest du zeitweilig das Gefühl, unterm Fallbeil zu stehen.

Ein Jahr nach unserem Abgang aus Temeswar – im Juni 1951 – kam es zur Bärägan-Deportation. Für etliche Pädaschülerinnen nahm damit die berufliche Ausbildung ein jähes Ende. Das furchtbare Geschehen war freilich kein Thema in den Medien und wurde erst später allgemein bekannt. Am Beginn des nächsten Schuljahres wunderten sich viele, wieso etliche Kolleginnen und Kollegen nicht mehr zu sehen waren. Von Seiten der Lehrer verlautete kein einziges Wort darüber. Der Maulkorb war damals unser aller Markenzeichen.

1952 ergab sich erneut eine Verschärfung im politischen Bereich. Man sprach von der Phase des zugespitzten Klassenkampfes. Wessen Eltern bis 1945 mehr als 10 ha Feld besaßen oder als Handwerker eine Werkstatt, die auch Angestellte beschäftigte, gar als Fabrikbesitzer – die/der wurde mit einmal als Tochter/Sohn von Ausbeutern abgestempelt und ohne Prüfung der gegenwärtigen individuellen Situation der Schule verwiesen. (Es gab einzelne Lehrer, die die Vokabel „Ausbeuter“ mit scharfer Akzentuierung, ja mit Behagen im Munde führten.)

Das war ein Schock. Wer auf der schwarzen Liste stand, zu Recht oder zu Unrecht, musste die Schule verlassen, auch wenn er Bestschüler war und sich nie etwas hatte zuschulden kommen lassen. Der Klassenkampf tobte sich weitestgehend am falschen Ende aus. Für die Betroffenen, meist Bauernkinder, war es demütigend und niederschmetternd. Es tat weh, nicht einmal vom Klassenlehrer unter vier Augen ein Wort des Bedauerns oder der Ermütingung zu hören. Die meisten hielten die Maßnahme wahrscheinlich für gerechtfertigt, wenngleich hinter der undifferenzierten Anwendung der Klassenkampfthesen eine „Logik“ steckte, die einfach absurd war. Von unseren damaligen Lehrern hatte jedoch kaum einer eine Beziehung zum bäuerlichen Milieu. Sie hatten keinen Schimmer von der Lebensweise einer Banater Bauernfamilie, für die der Wecker in den Jahren, da sie noch ihre Landwirtschaft besaßen, in der Saison morgens um drei Uhr klingelte. Es ging um himmelschreiendes Unrecht. Eltern nämlich, die früher tatsächlich über großen Grundbesitz verfügten, hatten vereinzelt noch Reserven und damit die Möglichkeit, ihre Sprösslinge durch Bestechung der Amtsinhaber vor existentieller Gefährdung zu bewahren. Mit dem Rauswurf wurden gerade jene bestraft, die infolge Enteignung und Deportation völlig verarmt und also nicht in der Lage waren, die neuen Herren im Dorf irgendwie für sich einzunehmen.

Gebrandmarkt und verzweifelt kehrten sie in ihre Heimatorte zurück, wo die Spötter schon bereit standen, denn in dieser Zeit der Volksverhetzung, des „divide et impera“ (teile und herrsche) empfanden nicht wenige Genugtuung darüber, dass jene, die es gewagt hatten, über den Dorf-



rand hinauswachsen zu wollen, nun in ihre „Nichtigkeit“ zurückverwiesen wurden. Sollten sie doch – wie unsereins – als Tagelöhner auf der Staatsfarm arbeiten. Da brauchte man noch Leute! Trotz miserabler Entlohnung erlaubte es sich da keiner, von Ausbeutung zu sprechen. Die Ausbeutung hatte man doch ein für alle Mal abgeschafft! Oder?

Ein Vater, der versuchte, mit einem Bittgesuch, in dem die trostlose wirtschaftliche Lage der kinderreichen Familie umrissen wurde, die Schulleitung zur Rücknahme seiner Tochter zu bewegen, bekam zur Antwort: „Erwarten Sie, dass wir unsere Haut für Sie zu Markte tragen?“ Er musste freilich erst eine Weile nachdenken, bis er den Sinn dieser merkwürdigen Frage begriff. Dergleichen Vorgänge sind bezeichnend für jene Jahre, für den gnadenlosen Umgang mit Menschen, die aus politischen Gründen ausgegrenzt wurden. Da verkaufte einer schon mal seine Seele, um die eigene Haut zu retten, oder – etwas nachsichtiger formuliert – er verleugnete sein besseres Selbst unter dem Druck der Verhältnisse. Wir lebten in einem „verbrecherischen System“, wie 2006 in dem unter Federführung von Vladimir Tismăneanu erstellten Untersuchungsbericht zu den kommunistischen Jahrzehnten in Rumänien zutreffend nachgewiesen wurde.

In diesem Zusammenhang darf an die Stellungnahme eines älteren Kollegen (geb. um 1920) in einem Politseminar der 60er Jahre erinnert werden, zu einer Zeit also, da wir berufstätig waren. Dieser Kenner der Banater Vorkriegsverhältnisse hatte den Mut, als unumstößlich geltende Doktrinen anzuzweifeln. Es wunderte ihn, so etwa sagte er, wieso eigentlich der Bauer heute, im Sozialismus, weniger Wertschätzung genieße als der Arbeiter, geradezu als zweitklassig dargestellt werde, obwohl gerade der Bauer von alters her als der eigentliche Lastenträger der Gesellschaft gegolten habe. Und er schloss mit der Frage: „Există ceva mai muncitor decât paurii ăștia?“ (Kann man sich Menschen vorstellen, die mehr rackern als diese Bauern?). Der Seminarleiter gab sich alle Mühe, dem „begriiffsstutzigen“ Professor mit diversen Argumenten die Überlegenheit des Arbeiters, seinen Vorrang gegenüber dem Bauern, klar zu machen. Überzeugen konnte er ihn nicht.

Abschließend sei noch auf einen Song eingegangen, den ich in der Version unseres Landsmannes Peter Maffay kennen gelernt habe. Der Text, eigentlich in der DDR entstanden (Autor Helmut Richter), beruht auf einer unglücklichen Liebesbeziehung zwischen einer Deutschen und einem Polen. Es ist bekannt, dass Eheschließungen mit ausländischen Staatsbürgern in den ersten Nachkriegsjahrzehnten grundsätzlich nicht zugelassen wurden. Man war bis in die privatesten Belange hinein der Kontrolle und Zuchtrute des Staates ausgeliefert.

Und nun zu dem beeindruckenden Text, der Erinnerungen an Alpträume weckt:

„Über sieben Brücken musst du gehen,
sieben dunkle Jahre überstehen,

sieben Mal wirst du die Asche sein,
aber einmal auch der helle Schein.“

Ich frage mich: über wie viele Brücken bzw. über wie viele Abgründe sind wir gegangen? Möglicherweise auch mal abgestürzt oder durch unbegreifliche Fügung, durch das Dazwischenetreten eines mutigen Fürsprechers, vor dem Absturz bewahrt geblieben. Wie viele dunkle Jahre mussten wir überstehen? Der Rückblick stößt auf reichlich Schatten.

Es käme jetzt darauf an, dankbar wahrzunehmen, was sich in der Schlussbilanz für den Einzelnen als „heller Schein“ ausmachen lässt und selbst „heller Schein“ zu sein für einander, für Kinder und Enkel, für alle, die unsere Zuwendung brauchen.

Von Jörg Zink, dem 1922 geborenen evangelischen Theologen und Buchautor, stammt folgender Text, der auf den schlimmsten Erfahrungen des 20. Jh.s gründet:

„Im Grunde ist das Dasein auf dieser Erde zu schwer für ein so hinfälliges Wesen wie den Menschen. Wir leben alle über Abgründen, und es gehört ein erstaunliches Vertrauen dazu, anzunehmen, sie würden uns nicht verschlingen.“

Jüngere Jahrgänge halten obige Ausführungen wahrscheinlich für übertrieben. Ich muss dagegen betonen, dass ich außerstande bin, die Atmosphäre jener Zeit des Terrors, der staatlich inszenierten Verbrechen, auch nur annähernd realitätsgetreu zu schildern.

Hinweis: In obigen Rückblick sind auch Mitteilungen von ehemaligen Klassenkolleginnen eingeflossen, nämlich von der Mathematikerin Erika Hettmann, geb. Krisch und der Historikerin Eva Wetzler, geb. Trapp.



Der Hl. Antonius mit dem Jesuskind
Fotoarchiv: Dr. Zawadzki



DER FLUSSNAMEN TEMESCH

IN URKUNDEN, REISEBERICHTEN UND AUF ÄLTEREN KARTEN

von Dr. Gerhardt HOCHSTRASSER

Der Name des Flusses Temesch (Tömösch, Timiș) ist schon deshalb außergewöhnlich wichtig, weil er dem ganzen Gebiet, einer ganzen Provinz und zwar dem Temescher Banat und dessen Hauptstadt Temeschburg (Temeschwar, Temesvar, Tömöswar, Timișoara) seinen Namen übertragen hat. Seine Untersuchung ist deshalb von geographischem, historischem und kulturellem Wert.

Der Name *Tibiscus*, als Flussname, und der Name *Tibiscum*, als Name eines römischen Militärlagers und des daneben entstandenen zivilen Munizipiums (beim heutigen Jupa, neben Karansebesch / Caransebeș), sind uns aus dem Altertum sehr gut belegt. In den Namen *Tibiscus*, (), *Tiuisco*, *Tibisia*, *Tibis*, *Timaistis*, *Tymes* (Tümesch), *Temes* (Temesch, Tämäsch), *Timiș* (Timisch) steckt dieselbe Wortwurzel, wobei die rumänische Linguistik allerdings der Meinung ist, dass die heutige rumänische Lautform „Timiș“ über das Slawische ins Rumänische gekommen war. Aber auch der siebenbürgische Germanist Gustav Kisch ist der Überzeugung, dass die Rotation von „b“ > „m“ in slawischem Munde erfolgt war. Das ist leicht möglich; freilich müsste hier dann auch eine Zwischenstufe „m“ (eine Nasalisierung) vorgelegen haben, die sich aber erst in griechischen Texten des 11. Jahrhunderts findet (*Timbisko*, *Timpisko*), als der Vorgang längst als vollzogen angesehen werden muss. Diese Rotation hatte jedenfalls vor dem in 896 erfolgten Einbruch der Magyaren in dieses Gebiet stattgefunden, als hier Romanen und Donauslawen (sogenannte Nádorok) nebeneinander lebten. In den Königlich-ungarischen Urkunden setzt ab 1177 die Schreibform mit „m“ ein; in den um 1200 verfassten „Gesta Hungarorum“ erscheint der Name „*fluvius Temes*, aber auch „*Temus*“ (Aussprache zweifelsfrei: Temüsch; wegen des Gleichlautungsgesetzes der magyarischen = ungarischen Sprache.)

Aus byzantinischen Urkunden aus 1020 ist der Name *Dibiskon*, *Tibiskon* für das heutige Temeschburg (Temesvar, Timișoara) belegt, als in einem Text des byzantinischen Kaisers Basilius II., der den Aufbau des Patriarchats von Ochrida enthält, festgehalten wurde: „*kai ton episkopon Branitzes eis ton Branitzan, kai ton Morobiskon, kai ton Sphentoromon, kai ton Grontson, kai ton Dibiskon, kai ton Istaaglangan, kai ton Brodariskon klerikous IE paroikus IE*“. Die Übersetzung lautet: „und der Bischof von Branicevo haben in Branicevo und Morava und Smederevound ‘Grontsos’ (ich lese: Morosos = Marosch, d. h. Maroswar = Tschad, Cenad – G. H.) und Timisch (später Temeswar, Teeschburg) und, ‘Istaaglangas’ (ich lese: Slankamen = Stari Slankamen

– G. H.) und ‘Brodariskos’ (slaw. Brod = Furt, hier vielleicht Slavonski Brod – G. H.) 15 Kleriker und 15 Pfarrherren“.

In den verschiedenen Handschriften kommen die Formen *Dibiskos*, *Dibisiskos*, *Timbiskos*, *Timpiskos*, *Tibiskos* vor, die von dem ungarischen Byzantinologen M. Gyoni als die griechische Umlautung von *Tibiscus* angesehen worden waren. Der Identifizierung von *Dibiskos* aus 1020 mit Temeschburg = Timișoara steht wirklich nichts im Wege, da das römische Munizipium *Tibiscum* (bei Jupa, in der Nähe von Caransebes) noch im Altertum zur Wüstung geworden war. Eine Gleichsetzung von *Tibiscum* mit „*Sunad*“, wie es irrtümlich und mangels Unterlagen Griselini getan hatte, kann heute nicht mehr in Frage kommen. (Griselini hatte die Theiß zweimal *Tibiscus* genannt.)

Nicht verschwiegen werden soll, dass in den Schriften des arabischen Reisenden und Geographen Scherif von Idrisi (1100 - 1168) eine in Südosteuropa gelegene Ortschaft erscheint, die als *Tenßinou*, *Tenßinowa*, *Tenßiwou*, *Tenßibu*, *Tensinu*, *Tbßto*, *Tbßybo*, *Tybßbr*, *Tanßibar*, *Tenßibar* gedeutet werden könnte. Mehrere Kommentare der Schriften Idrisis setzten diese – der Lage nach beschriebene – Ortschaft mit Ortschaften wie *Kaniza* (*Kanizsa*), *Szolnok*, *Oradea* (*Großwardein*, *Nagyvárad*) gleich, dass hier eine längere Diskussion über diesen Ortsnamen nicht nötig ist.

Auch soll auf die durch die Jahrhunderte hindurch verschleppte Verwechslung von Temesch und Theiß auf westeuropäischen Karten hingewiesen werden. Bei den Einheimischen und in den Königlich-ungarischen Urkunden gab es diese Verwechslung nie. Für unsere Untersuchung, die ja die Theiß nicht betrifft, ist diese Verwechslung ohne Bedeutung.

Belege in Urkunden

In den Königlich-ungarischen Urkunden erscheint der Flussname Temesch aus Südostungarn nicht häufig. In den päpstlichen Zehentlisten für die Jahre 1332 - 1337 wurde die Gegend um Temeschburg als „*inmedie duorum fluviorum Temes*“ = „zwischen den beiden Flüssen Temesch“ bezeichnet. Als König Sigmund 1429 das S(z)eueriner Banat dem Deutschen Orden als Schutzschild gegen die Osmanen übergab, geschah dies „*de Temesköz usque ad Czewanum inclusive*“ (= von Temeschnah bis einschließlich Sewerin). Hier wurde unter „köz“ nicht „között“ = „zwischen“, sondern „közel“ = „nahe“ gemeint; ab 1439 galt der Name „Temesköz“ für



ein Gebiet, das in etwa dem heutigen Banat entsprach (ohne die Arader Gegend, dafür aber das Komitat Kuvin miteinschließend).

In der Urkunde Nr. 33 (bei P.&O.) vom 24. März und 2. Mai 1338 erscheint ein Nebenfluss „Apurd“ (= „Opata“ auf der Homann-Karte aus 1780) der „Tümesch“: „iuxta aquam apurd vocatam, ubi eadem cadiseu vommiscitur in iuvium Tymes“. Erwähnt wurden noch die Possessionen „Borzuatuebaka“ (= „Boka“), „Zarchatelek“ (= „Sarcia“), „Saruld“ (= „Schurian“) und „leuch“ (= „Letz“), die alle klar auf der Homann-Karte erscheinen. Erwähnt werden noch der See „Karz“ (= „iacum Karztow; und die Flüsschen „aquam Lanko“ (= „Langia Graben“) und „aquam legene“ „ubi eadem cadit ad dictum fluvium Bruzua“. Dieses „Wasser Legene“, das in die Bersau mündet, ist der „Pirda-Graben“ bei Homann. Der heutige „Lanca-Birda-Kanal“ ist weder mit dem Langia-Graben, noch mit dem Pirda-Graben identisch. Auf der Homann-Karte aus 1790 liegen alle 1338 angebenden Dörfer und Flüsse nahe bei Zusammenfluss der Bersau mit der Temesch, wo es den „Opata-Graben“, der in die Temesch mündete, und den „Langia-Graben“, der in die Bersau (knapp vor deren Mündung in die Temesch) mündete, gab. Der „iacus Karztow“ kann nur der neben „Letz“ liegende „Illanzer Morast“ sein, der damals (1338) noch ein See war und zwischen 1766 - 69 durch einen vom Alibunaer Morast her kommenden Kanal drainiert wurde. Hier haben wir wieder ein Beispiel dafür, dass es nicht die Türken waren, durch deren Schuld das Gebiet, dass ab November 1716 Temescher Banat genannt wurde, zum Sumpfgebiet geworden war (wie es ältere Autoren immer wieder betonten). Laut dem II. Band der vom Banater Museum herausgegebenen „Annalen“ erfolgte der Rückzug des Waldes in Richtung östliches Banat zwischen 1000 v. Chr. und 500 v. Chr., die Versumpfung aber im Hochmittelalter, also etwa 500 Jahre vor dem Beginn der Türkenzzeit (1552 in Temeschburg).

In der Urkunde (Nr. 39 bei P.&O.) vom 9. Februar 1342, welche die von den Bürgern von Temeschburg („ciues de Temeswar“) zu reparierenden Brücken erwähnt, wurde leider versäumt, die Namen der Flüsse und Gräben um Temeschburg zu benennen. So wissen wir zwar, dass der hier vorbei fließende Fluss Temesch geheißen hat, nicht aber auch, ob es damals schon einen Graben „Bege“ gegeben hatte. In der Urkunde (Nr. 55 bei P.&O.) vom 29. August 1359 wird die Ortschaft Rekasch („possessio Rykas“) neben dem Fluss „Kleine Temesch („iuxta fluvium Kystemes“) erwähnt. Die „Kleine“ Temesch wurde noch 1364, 1417, 1420 und 1550 erwähnt. Sie war ein Arm der Temesch.

Die Urkunde (Nr. 214 bei P. & O.) vom 30. Juni 1405 erwähnte das Dorf „Viman“ des Temescher Kastrums und den „Großen See“ = „Nagytow“, sowie eine Grenze am „Timisch-Fluss“ („metas usque ad Timisium et sicper

medium Timisium reuertitur ad priorem metam“). Daneben lag das Dorf „Emelka“ des Karascher Kastrums („Emelka Carasnensis Castri“), das von Suciu als bei Peciu Nou (Neupetsch = Neuwien = Ulmbach) gedeutet wurde. Diese Ortung Sucius kann nicht stimmen, denn bis hierher hatte das Eigentum der Karascher Burg nicht gereicht.

In der Urkunde (Nr. 259 bei P. & O.) erscheinen die „possessiones nostras regales Weyteh“ (= Voiteni) mit zwei Mühlen in der Temesch („cum duabus Molendinis in fluvio Themes“). Diese Mühlen dürfen zwischen Tschakoka (Ciacova) und Matschedonja (Macedonia) an der heutigen „Toten Temesch“ (Timişul mort) liegen haben. Noch zur Zeit Homanns (1790) war hier die wichtigere Strömung, da der gegen Paratz (Parça) und „Neupetsch“ gelegene Flussarm „Paraza fluss“ genannt wurde. In der Urkunde (Nr. 328 bei P. & O.) vom 6. Januar 1417 wurden die Flüsse „arsis et Themes“ als in der Nähe von „Bozos“ (Bazoşul Vechi, Alt-Basosch), „Thoti“ (Sîrbova) und „Rekas“ (Recaş, Rekasch). Die „Arsus“ (Aussprache: Arschusch) müsste der bei Bazoş fließende Iarcos (Aussprache: Jarkosch) sein; die bei Sîrbova fließende Timişina kommt nicht in Frage.

Belege in Reisebeschreibungen

Die besten Belege aus der Reiseliteratur betreffen die Temesch bei Temeschburg. Hier flossen die „Große“ und die „Kleine“ Temesch auseinander und wieder zusammen; die päpstlichen Zehentlisten aus 1332 - 1337 hatten die Lage sicher nicht richtig mit „in medie durorum fluviorum Temes“ beschrieben. Später wird die Stadt Temeschburg einfach als an der Temesch gelegen beschrieben. Für den Sommer 1514, als der Bauernführer „Georg Doscha Zekhel“ (so im damaligen Deutsch; Dozsa György, Gheorghe Doja) Temeschburg belagerte, wird belegt, dass er die Temesch, die um die Festung floss, abzuleiten versuchte hatte; im Jahre 1536 nannte der Humanist und Erzbischof von Gran (Esztergom), Nicolaus Olahus, Temeschburg als Stadt an der Temesch gelegen. Der in 1495 in Ofen schreibende Historiograph Antonio Bonfini hatte den „Marktort Temeschburg“ an den Temesch-Fluss („Themesuar oppidum, ad Themesi fluenta“) gelegt; ebenso tat es Thuroczy László (1682 - 1765), der Temeschburg „ad litus fluvii Themes“ legte.

Die Eroberung Temeschburgs durch die Osmanen im Juli 1552 war der Anlass für mehr Interesse an der Burg und Festung (= befestigte Stadt, madj. Varos, rumän. Oras) Temeschburg. Bei der Besprechung der Eroberung Temeschburgs durch die Türken, schrieb der damalige Historiker Nicolaus Isthvanffius in seinem Buch „Cannoni Historiarum Liber XVII“: „Sie hat zwei Festungen, jene im Osten nennt sich Insel, während jene im Norden gewöhnlich als Festung der Temesch bezeichnet wird, diese Festungen sind in Wirklichkeit von einem



Verteidigungswall umgeben und von einem tiefen Graben voll mit Wasser“. Ein anderer Zeitgenosse dieser Eroberung, der siebenbürgische Dichter Sebastian Tnodli, schrieb 1553 in seiner Verschronik:

„Siehe, dass die Festung der Temesch
am Wasser der Temesch gelegen.
Das Wasser, welches die Festung
umgibt, hat einen schnellen Lauf.
Im Osten liegt die Insul,
Im Norden eine große Festung,
Sie ist von tiefen Gräben umgeben ...“

Über den Fall Temeschburgs schrieb Forgach Ferencz (um 1520 – 1577), Bischof von Großwardein und Siebenbürgischer Kanzler, in seinem Werk „Rerum Hungaricarum sui temporis commentarii“: „Die Festung aber wurde von den Bürgern verteidigt, vom Volke und durch die andere vom Flusse umgebene Burg“.

Der von den Türken 1603 in der Temeschburger Burg („Kaleh“) eingekerkerte Watthay Ferencz fertigte eine hervorragende Vedute der damals türkischen Stadt und Burg Temeschwar, Tamaschwar, Tamisvar an und bezeichnete den hier fließenden Flussarm als „Kis Thömös“ = Kleine Temesch. Auf diese Vedute schrieb Watthay folgenden Text: „Ig` napkelet, s délrol, fekszyk az Thömös War Kis Thömös at fol'uan. Benne s köröll uan sar“. (So liegt von Sonnenaufgang und Mittag her die Thömöl-Burg Durchflossen von der kleinen Thömös. Drinnen und herum ist Kot).

Der um 1660 durch das türkische Temeschburg kommende türkische Reisende Evliya Celebi nannte den hier fließenden Fluss „Nehr-i Temesvar“ (= „Temeschwarer Fluss“) und „Tamasva“. Laut Celebi entsprang der Nehr-i Temesvar in den Bergen Siebenbürgens, in der Nähe der Burgen Karansebesch, Lugosch, Fatschet und Sojmosch, er fließe dann durch die Gräben Temeschburg und mündete in die Donau; er sei klein und bilde Sumpfe. Die Palanka Denta verlegte er an den gleichen Fluss, diesmal Tamasvar genannt. Die Stadt (= Festung) Temeschburg nannte Evliya Celebi „Sehr-i Temesvarin varosu“ (s = sch. I = rumän. I).

Der in 1667 hier in Temeschburg weilende Heinrich Ottendorf hatte die Burg und die Stadt „Temeswar“ („welche ihren Namen hat von dem Fluss Temes und war, welches auf Ungarisch so viel heißt als ein Schloss“) als von „einem tiefen Morast und der Temes“ umgeben beschrieben. Da der sehr genau beschreibende Ottendorf weder den Namen „Kleine“ Temesch noch die Bega erwähnte, können diese zwei Namen nicht im allgemeinen bzw. überwiegenden Gebrauch gewesen sein. Auch erscheint auf allen Veduten Temeschburgs ab 1596 bis einschließlich 1716/1717 als Name des hier fließenden Flusses Temesch – Ausnahme ist nur die

Watthay'sche Zeitung. Erst gegen Ende der 20er Jahre des 18. Jahrhunderts erscheint dann auch der Name Bega. In manchen Lexika des 18. Jahrhunderts wurde „Temeswar, so auf Deutsch Temesburg heisset, lat. Temesvarinum oder Temesium“ als am Bega- und Temeschfluss, „welche daselbst sich in vielen armen zertheilen“, gelegen, bezeichnet.

Wenn man die Homann-Karte aus 1790 betrachtet, so ist erkennbar, dass sich die (Große) Temesch zwischen Hitiasch (Hitiaş) und Basosch (Bazos) in zwei Arme teilte: einer floss gegen Temeschburg nach Westen, der andere südwestlich wie die jetzige Temesch. Dieser Nebenarm gegen Temeschburg trägt bei Homann keinen Namen. Er verlief im Halbkreis südlich um Temeschburg herum und mündete in den 1764 - 1765 neu gegrabenen Schifffahrtskanal, der später allgemein Bega genannt wurde. Bei Homann 1790 erscheint dieser Name nicht, obwohl es ihn damals längst schon gab. Ehe es diesen Schifffahrtskanal hier gab, der gleichzeitig auch als Entwässerungskanal diente, floss das Wasser der „Kleinen“ Temesch zum Teil in einen „Großen Morast“, der unterhalb von Tschene (Cenei) begann und durch die „Alte Bega“ entwässert wurde. (Unter dem slawischen Wort Bege, rumän. Beghei, ist immer eine Art Kanal mit schneller fließendem Wasser zu verstehen. Es ist natürlich klar, dass um und in Temeschburg schon im 14. Jahrhundert Kanäle und Gräben angelegt wurden waren; sie sind keine Erstmalstaten aus der österreichischen Zeit des Temescher Banats.) Weiterhin erkennt man, dass es unterhalb von Remetea Mare eine Verbindung dieses Temesch-Nebenarmes mit dem 1729 beendeten, frisch ausgegrabenen Holz-Schwemmkanal gab, der seinerseits das Wasser der Kleinen Temesch (bei Homann: Temissel = Temischel; heute Bega) heranbrachte.

Es ist sicher so, dass der Nebenarm der Temesch, der zwischen Hitiasch und Basosch in Richtung Temeschburg abzweigte, vor 800 oder 1000 Jahren der wichtigeren Arm der Temesch war und deshalb der Temesch-Burg und der daneben liegenden zivilen Siedlung seinen Namen übertrug. Dass später gelegentlich auch der Name Kleine Temesch für den bei Temeschburg fließenden Arm gebraucht wurde, belegte als Einziger Watthay für 1603. Weiterhin findet man auf der Homann-Karte zwischen dem südlich von Temeschburg fließenden Temescharm und der Großen Temesch mehrere Querverbindungen. Eine solche Verbindung entsprang dem Nebenarm bei Moschnitza und mündete in die Große Temesch unterhalb vom Schag. Bei Bukowetz (Bucovăt) entsprang der Großen Temesch der Ogvinova-Graben, der südlich von Temeschburg (etwa bei der heutigen Rusu Şirianu-Straße) floss und dann zwischen der Josefstadt und Freidorf (etwa bei der heutigen Modoscher Brücke) in den Schifffahrtskanal mündet.



Bei Schag teilte sich die Temesch erneut in den „Paraza-Fluss“ und in den Hauptfluss. Bei Rudna vereinigten sie sich wieder. Der damalige Hauptfluss (1790) ist der heutige „Timișul Mort“, der Paraza-Fluss ist der heutige Hauptfluss. Zwischen beiden Armen gab es 1790 einen bei Schebel (Jebel) entspringenden Nebenarm, der sich mehrmals aufspaltend in den Paraza-Fluss mündete. Der Hauptflussarm des Pogonisch mündete 1790 bei Unip in die Temesch, die sich gleich darauf in zwei Arme teilte, wobei der eine Arm zwischen Pădureni und Jebel floss und bei Jebel in jenen Arm der Temesch mündete, die heute der Timișul Mort ist. (Damals lagen in der Nähe von Tschakowa auch Mühlen am Temeschufer, so dass die Strömung recht stark gewesen sein muss.) Ein von dieser sehr genauen Karte abweichendes Bild zeigen mehrere ältere Karten. Diese müssen als ungenau bezeichnet werden, trotzdem sollten sie beachtet werden, weil sie wertvolle Kulturzeugnisse sind.

Anmerkungen und Literatur

- I. I. RUSSU: die Sprache der Thrako-Daker. București / Bukarest 1969, hier: S. 143.
- ALEXANDRU ROSETTI: Istoria limbii române pînă în secolul al XVI-lea (= Die Geschichte der rumänischen Sprache von ihren Anfängen bis ins 16. Jahrhundert). București 1968, hier: S. 228.
- GUSTAV KISCH: Das Banat im Spiegel seiner Ortsnamen. In: Banater Deutsche Kulturhefte. 2. Jg., H.3, S. 1-44, Temeschburg 1928.
- GYONI, M.: A keleti egyhár jelentézése a Temes vidéken Szent István korábán (= Das Erscheinen der Ortskirche im Temescher Gebiet zur Zeit des hl. Stefans). In: Magyar Nyelv, S. 43-46, Budapest 1946. – Nach: Heinrich Gelzer: Ungedruckte und wenig bekannte Bistumsverzeichnisse der Orientalischen Kirche. In: Byzantinische Zeitschrift, II. Bd., S.42, 1893. – I. D. Suciu: Monografia Mitropoliei Banatului (= Die Monographie der Banater Metropolie). Timișoara 1977, hier: S. 39-41.
- JOHANN HEINRICH SCHWICKER: Geschichte des Temescher Banats. 2. Ausg., Pest 1872, hier: S. 32, nach den „Gesta Hungarorum“.
- GABRIEL SILAGI (als Hrsg.): Die „Gesta Hungarorum“ des anonymen Notars. Sigmaringen 1991, hier: Kap. 44 und 11.
- Urkunde Nr. 2 bei I. D. Suciu & R. CONSTANTINESCU: Documente privitoare la istoria Mitropoliei Banatului (= Urkunden zur Geschichte der Banater Metropolie). I. Bd., Timișoara 1980.
- Schwicker 1780 (wie Anm. 5), hier: S. 27. – FRANZ GRISELIN: Versuch einer politischen und natürlichen Geschichte des temeschwarer Banats. Wien 1780. Rumänische Übersetzung Incercare de istorie politică și naturală a Banatului Timișoarei. Timișoara 1984, hier: S.31.
- Es gibt andere Autoren, die diese Ortschaft mit Temeschburg gleichsetzen, - Kovacs Géza: „Temesvar 800 Jahre alt?“ in: Neue Banater Zeitung“ vom 5. August 1978; Aurel Tintă, Marius Bizeria, Al. Rusu & C. Rudneanu: „Daten zur Entstehungsgeschichte Temesvars“, in: „Forschungen zur Volks- und Landeskunde“, 9., Nr. 1, S. 111 - 118, Bukarest 1966; Radegunde Täuber: „Zur Streitfrage Temeswar-Temeschburg“, in: „Banater Post“, München, 1. Mai 1984.
- MARIUS BIZERIA in: Ioan Zahiu & Aurel Tintă: Timișoara in istorie și contemporaneitate (= Temeschburg in der Geschichte und der Jetzzeit). Timișoara 1970, hier: S. 39.
- Außer der Banater Temesch (Timis) gibt es in Rumänien noch die in der Nähe von Săcel bei Kronstadt (Brasov) fließende Tömösch (Timiș, madj. Tömös). Weiter belegt eine Urkunde des siebenbürgischen Wojwoden (Wajda) Stiborius de Stiboric, dass der Oberlauf der Samosch von den dort lebenden Deutschen „Tümesch“ genannt worden war: „aquis videlicet Samusch Theutonice et Bistricza“, ein Name, der auch auf der Honterus-Karte aus 1532 als „Klein und grosz Thamesch“ erscheint. Weiter erscheint der Flussname „kleiner Thimmes“ in der „Erzählung wie sich die Hungarische wider die Sachische Nation in Clausenburg empörte“ (1528) als der Name des durch Klausenburg fließenden Flusses (Joseph Keneny). Deutsche Fundgruben zur Geschichte Siebenbürgens. Klausenburg 1830, S. 90). Auf dem 1641 in Amsterdam herausgebrachten Atlas von Siebenbürgen heißt es: „der Samus, bei den Ungarn und Teutsch Tymmes genannt“ (vgl. Gerhardt Hochstrasser: „Zur Klärung des Kuriostums 'Colusvaria sive Temisvaria'“ in „Banater Zeitung“ vom 6. September 1995, S. II). – Bei der slowakischen Ortschaft Temes (madj. Divéktemes) im Komitat Nitra, die 1332 erstmals urkundlich genannt worden war, erschien schon im Mittelalter ein Temesch-Tal = Temesvölgy, zu dem wohl auch ein gleichnamiger Bach gehörte (vgl. Tintă, Bizeria, Rusu & Rudneanu 1966, vgl. Anm. 9, hier: S. 116). – In Böhmen (Tschechien) liegen gleich vier Ortschaften bzw. Ortsteile namens Temesvar (vgl. Gerhardt Hochstrasser: „Schillers Temeswar ist nicht unser Timișoara“, in „Banater Zeitung“ vom 20. Dezember 1995, S. III).
- IOAN HATEGAN: An Temesch oder Bega? Fragen zum Ursprung der Toponyme / Temesch als Landschaftsbezeichnung und Temeswar als wehrhafter Ort an der Temesch (I.). In: „Neuer Weg“ vom 8. Oktober 1985, S. 4.
- I. I. NISTOR: Țara Severinului și Banatul Timișan (= Das Szewiner Land und das Temescher Banat). In: Analele Academiei Române, Istorie, Serie II, vol XXVII, nr. 8 (ohne Jahr, etwa in den 1930er Jahren). – Gerhardt Hochstrasser: Der Ordenspräceptor Nikolaus von Redewitz und die Münzprägung in Siebenbürgen und im Szewiner Banat im 15. Jahrhundert. In: Beiträge zur Geschichte des Deutschen Ordens. Bd. 2, hier: S. 125, Marburg 1993.
- BERKESI ISTVAN: Délmagyarország középkori földrajza (= Die Geographie des mittelalterlichen Süddunmarks). In: Történelmi és regeszteti értesítő, XXIX. Jg., H. III-IV, Temesvar 1913, hier: S.2
- PESTY FRIGYES & ORTIVAY TIVADAR: Óklevélek Temesvármegye és Temesvárváros történetéhez (= Urkunden zur Geschichte des Temeschburger Komitats und der Stadt Temeschburg). I. Bd.: 1183 - 1430. Pozsony 1896. (Weiterhin als P. & O. zitiert)
- Karte „Mures – Bega – Timiș“ des „Staatskomitees für Gewässer“ (Comitetul de Stat al Apelor) aus 1963.
- FLORIN MEDELET in: Analele Banatului. Serie Nouă. Arheologie – Istorie. II. Timișoara 1993“, hier: S. 138 und 139. – Gerhardt Hochstrasser: Banater Geschichte. In: „Banater Zeitung“ vom 30.November 1994, S. II.
- Hategan 1985 (vgl. Anm. 12).
- CORIOLAN SUCIU: Dicționar istoric al localităților din Transilvania (= Historisches Wörterbuch der Ortschaften aus Siebenbürgen). Bd. II, București 1967.
- IOAN HATEGAN 1985 (vgl. Anm. 12) Die zeitgenössische Literatur sprach von der Temesch, nicht von der Bega, wie es z. B. Franz Liebhard (= Robert Reiter) in „Banater Mosaik. Beiträge zur Kulturgeschichte“ (Bukarest 1976, S. 85) tat: „die 'Kleine Temesch' genannte Bega“, und Johann Heinrich Schwicker (1872, vgl. Anm. 5). Auch Costin Feneșan (in der Übersetzung des Griselinischen Buches, vgl. Anm. 8, hier: S. 62, Anm. 20) ersetzt den in der Literatur vorkommenden Namen Temesch durch „Beghei“, ein Verfahren, dem nicht zuzustimmen ist.
- NICOLAUS OLAHUS (1493 - 1558) in „Hungaria sive de originibus gentis, regionis, situ divisionis, habitu atque opportunitatibus“ (Wien 1763); hier nach: Maria Holban: Călători străini despre țările române (= Ausländische Reisende über die rumänischen Länder). I. Bd., București 1968, hier: S. 496 - 497.
- Zitiert nach ALEXANDRU ZARNEA: „Vom Brun Thurm und Spring Brun. Aus der Geschichte der Temeswarer Wasserversorgung“. I. Teil. In: „Neue Banater Zeitung“ vom 16. Februar 1974, S. 4.
- Zitiert nach Zarnea 1974 (vgl. Anm. 22). Zitiert nach Zarnea 1974 (vgl. Anm. 22).
- Die Wathaysche Zeichnung wurde mehrmals publiziert, in der Regel nach der kolorierten Wiedergabe bei Borovszki Samu: „Temes warmegye“ (= Das Komitat Temesch) und „Temesvar“ (= Temeschburg), Budapest (um 1912). Vgl. Erwin Schmidt: „Die Temesch floss durch Temeschwar“ .. In: „Banater Post“ vom 10. Juli 1992.
- So in der Bearbeitung von Evilya Celebius „Seyahatname“ (= „Buch der Reisen“, Bd. I-X, Istanbul 1896 - 1938) von Mustafa Ali Mehmet in „Călători străini despre țările române“, VI. Bd., București 1976, hier: S. 491, Anm. 682 und 689.
- HEINRICH OTTENDORF: Der Weeg von Opfen auf Griechisch Weisenburg (heute : Beograd – G. H.) oder die Beschreibung der allda gelegenen Palanken und derselben ganzen Gegen 1667 für den GFM Grafen Reimund von und zu Montecuoli verfaßt. – Zitiert nach: Anton Peter Petri: Die Festung Temeschwar im 18. Jahrhundert. München 1966, und: Mathias Weifert: Die Entwicklung der Banater Hauptstadt Temeschburg. München 1987. vgl. die 15 Stiche, die Rodica Medelet unter dem Übertitel „Alte Temeswarer Stiche“ im „Neuen Weg“ zwischen dem 28. August 1982 und 26. Februar 1983 veröffentlicht hatte. Auf dem Lageplan der Stadt und Burg Temeschburg aus 1718 (veröffentlicht in Augsburg 1736) von „M. Seutter, Kaysrl. Maj. Geograph“ ist zu lesen: „Temesvaria Oppidum Superioris Hungariae in Comitatu Temesiensi ad Temesum flumen“ bzw. „Temeswar eine in OberUgarn an dem fluß Temes, und umundum im Morast liegende ... Stadt“ (vgl. G. Hochstrasser: Das Gastrum Temeschburg als Burg und geographischer Ort. Dargestellt anhand von Urkunden, Reisebeschreibungen und Veduten. In: Nordost-Archiv. Jg. 24/1991, Heft 102, S. 25 - 56, hier: S. 39) 29. Anton Tafferner: Temeswar und Temeschburg: In: Südostdeutsche Vierteljahrsschriften, 20. Jg., Folge 3, S. 205, München 1971. 30. Das Temeswarer Bannat aus einer großen Zeichnung in dieses Format gebracht und nach der, von Hrn. P. Liesganig geschehener Messung des Kistelecken Meridians orientiert durch F. L. G. Mit Röm. Kaiserl. allergnädi. Freyh. Herausgegeben von den Homann Erben, in Nürnberg 1790.



Temeswar 1603
Stich nach Ferencz WATHAYS Originalzeichnung

Fotoarchiv: Dr. Zawadzki



PRINZEN EUGEN VON SAVOYEN UND SÜDOSTEUROPA

Vor 350 Jahren wurde der „Edle Ritter“ geboren

von Dr. Hans DAMA

Ende der 1970er und Anfang der 1980er Jahre spazierte ich, weil ich in der Nähe wohnte, fast täglich durch das Areal der Belvedere-Anlage, durch die herrlichen Parkanlagen jener Sommerresidenz des Prinzen Eugen, die nach seinem Tode von seiner Schwester an die Habsburger verkauft worden war. Und Auf meinen häufigen Wegen der letzten Jahrzehnte zur Österreichischen Nationalbibliothek komme ich auf dem Heldenplatz stets am Prinz-Eugen-Denkmal vorbei. Unweigerlich schweiften damals wie heute meine Gedanken zurück in die Geschichte des ausgehenden 17. und beginnenden 18. Jahrhunderts, die, vor allem im Südosten des damaligen Römischen Reiches Deutscher Nation, von den Siegen des Prinzen Eugen von Savoyen entscheidend mitgeprägt worden war.

Der „kleiner Kapuziner“, wie der gebürtige Franzose, dessen Dienste vom französischen König Ludwig XIV. ob seiner kleinen Gestalt abgelehnt worden waren, genannt wurde, und der als Ratgeber dreier Kaiser (Leopold I., Josef I. und Karl VI.) auch wegen bedeutender Siege im Südosten bei Zenta (1697), Peterwardein (1716) und Belgrad (1717) als „Schwert des Hauses Habsburg“, aber auch als Staatsmann, Kunstliebhaber, Sammler und Mäzen Eingang in die Geschichte gefunden hat, sollte auch öffentlich und für die Nachwelt ins Bild gerückt werden, so dass Kaiser Franz Joseph 1860 ein Denkmal an den deutsch-österreichischer Bildhauer und Bildgießer Anton Dominik Ritter von Fernkorn (*17. März 1813 in Erfurt; † 16. November 1878 in Wien), bekannt als einer der wichtigsten Meister des frühen Historismus, in Auftrag gegeben hat. Nach drei Schlaganfällen war Fernkorn – er konnte nur noch die Entwürfe liefern – außer Stande, das Denkmal fertig zu stellen. Nach fünfjähriger Dauer fand schließlich am 18. Oktober 1865, dem 202. Geburtstag des Prinzen, die Enthüllung des Denkmals statt.

Prinz Eugen von Savoyen, seit 1697 Oberbefehlshaber sämtlicher kaiserlicher und alliierter Streitkräfte, soll angeblich durch einen Kurier vom Kaiser vor der Schlacht bei Zenta (1697) den Befehl erhalten haben, die Schlacht zwecks Vorbeugung einer Katastrophe des kaiserlichen Heeres zu unterlassen, doch soll er dieses Schreiben erst nach der Schlacht geöffnet haben. Andererseits sei ihm vom Hofkriegsrat ausdrücklich befohlen worden, in die Schlacht zugehen.

Nach dem gewagten Alpenübergang im Jahre 1701 und dem anschließenden Sieg bei Capri wurde Prinz Eugen als zweiter Hannibal bejubelt, und vor dem Sieg in der Schlacht bei Luzzara (1702) saß er acht Stunden im Sattel und legte sich, in seinen Soldatenmantel gehüllt, unter freiem Himmel zu seinen Soldaten zum Schlafen.



Prinz-Eugen-Statue
vor dem Budapestener Königspalast
Fotoarchiv: Dr. Zawadzki

Er war aber auch, wie viele erfolgreiche Persönlichkeiten, von seinen Neidern und Feinden – auch in den Reihen der kaiserlichen Generalität und als Präsident des Hofkriegsrates – übeln Nachreden ausgesetzt. Doch viele Strategen schätzen seine Klarsicht und seine scharfe Denkweise, und so meldete der kaiserliche Gesandte in London, Graf Wratislaw, nach Wien: „Ich kann mit Wahrheit melden, dass in der Vorstellung der Engländer kein Alexander, kein Caesar dem Prinzen gleichkommt.“ Da Eugen keinerlei Memoiren hinterlassen – die nach seinem Tode unter seinem Namen erschienenen, erwiesen sich als Falsifikate –, sondern lediglich Kriegsberichte an den Kaiser bzw. an den Hofkriegsrat verfasst hatte, ist sein Privatleben nur schwer einzuschätzen.

Nicht nur, weil Prinz Eugen als Wegbereiter der Siedlungsgeschichte der Banater Schwaben, der Donauschwaben, der Berglanddeutschen oder ähnlicher Siedlergruppen im mittleren Donauraum betrachtet wird, sondern mehr noch, weil er durch seine Idee, seine Konzeptionen und Auffassungen, den Raum betreffend, als Ur-Europäer in die Geschichte eingegangen ist. Als Franzose der Herkunft nach, kämpfte Prinz Eugen in halb Europa und setzte sich durch sein Konzept für die Gründung eines gewaltigen süd-



osteuropäischen Raumes von Wien bis Belgrad, von den westlichen Südkarpaten zu den Alpen, vom Inn bis zu den Westkarpaten, für ein Basismodell in Mittel- und Ostmitteleuropa mit gemeinsamen Strukturen ein.

Gewiss, diesem Konzept lag die militärstrategische Absicht der Verteidigung gegen das Osmanische Reich zugrunde, denn nur wenn dieser Großraum an seiner Südostgrenze die strukturellen und – aus heutiger Sicht – die logistischen Voraussetzungen aufbringen konnte, vermochte sich das Reich erfolgreich gegen die Gefahr aus dem Südosten zu schützen. Nur wem diese Klar- und Weitsicht strategisch wie ökonomisch und demographisch eigen ist, sieht sich in der Lage, seine Pläne und seine Durchsetzungskraft richtungsbestimmend einzusetzen.

Einer breiten Öffentlichkeit dürften das Prinz-Eugen-Lied und der Prinz-Eugen-Marsch bekannt sein, weniger die ihm von diversen Autoren gewidmeten Gedichte. Zumindest den Historikern und den Donauschwaben ist bekannt, dass Prinz-Eugen die treibende Kraft der donauschwäbischen Besiedlungspolitik der Habsburger war, die durch Eugens Freund und Feldmarschall Florimund Graf Mercy erfolgreich in Angriff genommen worden war. Der Prinz-Eugen-Brunnen in Jahrmarkt, eine (nach 1990) in Temeswar wieder nach ihm benannte Straße in der Innenstadt, die „Eugeninsel“ (Csepeler Insel) und gegenüber der Insel das „Promotorium Eugenianum“ in Budapest, sind nur einige lokale Hinweise auf den Kolonisator Eugen.

In der Österreichischen Nationalbibliothek schlage ich bei dem aus Weisskirchen stammenden Bruno Kremling nach und finde ein Gedicht sowie seine Festschrift zu Prinz-Eugen, erschienen anlässlich der 225-jährigen Wiederkehr des Schlacht bei Peterwardein am 5. August 1716 (Novi Sad / Neusatz 1941), nur eine von vielen Schriften über den Prinzen. Im Hügelland um Palanka, Neusatz, Ruma, India und den angrenzenden Gemeinden führt, den Höhenkamm entlang, in Erinnerung an der Savoyer der Prinz-Eugen-Weg, der, bei Ilok beginnend, auf dem Stražilo-Berg über dem gleichnamigen Tal (Stražilovo) endet.

Weiterführende Literatur

HANS DAMA: *Feldherr, Philosoph und Kulturfreund. Anmerkungen zur Prinz-Eugen-Ausstellung im Unteren Belvedere in Wien*. In: Banater Kalender 2011, Erding 2011, S. 71 - 77.



Ölgemälde Prinz Eugens von Jakob von SCHUPPEN
hängt als Leihgabe im Wiener „Belvedere“

Fotos aus WIKIPEDIA

Schildwappen der Familie Savoyen-Carignan





WILHELM MÜHLE

von Clara Liselotte BASICA

Hätte man vor einigen Jahren unter den Bewohnern Temeswars eine Umfrage zum Thema Wilhelm Mühle, oder, wie man es jetzt nennen würde, ein sogenanntes „Brainstorming“ durchgeführt, wäre wahrscheinlich nur den Vertretern der älteren Generationen das eine oder andere dazu eingefallen. Was wahrscheinlich mehrere gesagt hätten, wäre: „da war ja eine Straße in der Elisabethstadt, neben der Kirche am Lahovari-Platz, die Wilhelm Mühle geheißen hat“.

In den „alteingesessenen“ Familien Temeswars konnte man sich an die Gärtnereien der Familie Mühle und Niemetz erinnern, zum Teil wurde dieses Wissen auch an die folgenden Generationen weitergegeben, eine Tatsache, die ich immer wieder feststellen konnte.

Die Bewohner der Elisabethstadt wurden auch durch die Grabstätte der Familie Mühle im Friedhof an der heutigen Rusu-Şirianu Straße an Wilhelm Mühle erinnert. Möglicherweise hat man im Vorübergehen auch die Inschrift an der Friedhofskapelle gelesen, die unter anderen aussagte, dass Wilhelm Mühle zu ihrem Errichten beigetragen hat.

Heute kann man auch beim Eingang zur „Herz Jesu“-Kirche in der Elisabethstadt lesen, dass der Kunstmärtner Wilhelm Mühle auf einen Teil seines Grundstückes für den Bau der Kirche verzichtet hat. (aus einem Dokument, das im Archiv der Diözese Temeswar aufbewahrt wird, geht hervor, dass es dabei um das für den Bau des Ordenshauses der Salvatorianer und dessen Nebengebäude benötigte Grundstück geht).

In den kommunistischen Jahren waren die Machthaber bestrebt, alles was an die Geschichte Temeswars erinnerte, dem Vergessen preiszugeben. Gehörte man zur Familie Mühle, wurde man gelegentlich darauf „freundlich“ angeprochen, dass man zur Bourgeoisie gehört hatte, außerdem gab es gewisse Bereiche, wie z. B. das Lehramt, die einem als Beruf vorenthalten wurden.

Zum Glück gehört aber Temeswar zu den Städten, deren Geschichte, Dank seiner Einwohner, nicht dem Vergessen und der Entstellung historischer Fakten anheim gefallen ist. Als die Wilhelm-Mühle Straße umbenannt wurde – für kurze Zeit hieß sie „Patrice Lumumba“ – wurde aber meines Wissens nach nie so genannt und nachher wurde sie der „1. Dezember“ Straße angegliedert – erschien in der „Wahrheit“ ein sehr schöner Artikel, geschrieben von Erich Pfaff, dem ehemaligen Direktor der „Nikolaus Lenau“-Schule, der sein Bedauern darüber zum Ausdruck brachte, dass man mit der Neubenennung der Straße die Erinnerung an eine Persönlichkeit auslösche, die einiges für die Stadt Temeswar getan hat.

Auch von Eduard Schneider erschien am 04.01.1970 ein beeindruckender Artikel in der NBZ unter dem Titel „Be-kannt in Europa“ vom Wirken der Familie Mühle in Te-

meswar. Beide Artikel waren in jenen Zeiten Zeugnisse von bedeutender Zivilcourage.

Nach der Wende konnte man sporadisch verschiedene Beiträge in der rumänischen Presse lesen, die sich mit Wilhelm und Arpad Mühle befassten. Generell wurde erwähnt, dass es zu großem Teil ihr Verdienst war, dass Temeswar den Beinamen „Stadt der Rosen“ erhielt. Der Hintergrund dafür ist, dass sowohl Wilhelm als auch Arpad Mühle begeisterte Rosenzüchter und Kenner der Landschaftsarchitektur waren und sich beider um die Entstehung der Parkanlagen, die wie ein grüner Gürtel die Innenstadt umgeben, verdient gemacht haben.

Wilhelm Mühle und Wenzel Franz Niemetz wurden mit dem Entwurf und der Ausführung eines Rosengartens, einer Parkanlage in englischem und französischem Landschaftsstil, wie auch mit der Herstellung von Blumenarrangements betraut, die anlässlich der „Südungarischen Industrie- und Landwirtschaftsausstellung 1891“ in Temeswar entstanden sind. An der Gestaltung des für die Ausstellung bereitgestellten Geländes, sowie auch der Blumenarrangements haben auch andere bedeutende Gärtnner der Stadt Temeswar mitgewirkt. Szekernyés János führt diese an: Agátsy Benedek, Szavost Alfonz, S. Spiegel, Mauthner Ödön.

Kaiser Franz-Joseph persönlich besuchte die Ausstellung. Als Ausdruck seiner vollen Zufriedenheit verlieh er Wilhelm Mühle das „Goldene Kreuz mit Kronenorden“, gleichzeitig wurde er zum Hoflieferanten des Wiener Hofes ernannt.

Wer aber war Wilhelm Mühle? In 1845 wurde er in Kulm (dem heutigen Chlumec) in Böhmen geboren. Die Familie Mühle, die aus der Oberlausitz nach Böhmen gekommen war, besaß einen Tagesschurf in Teplitz-Schönau (heute Teplice), der aber in den sechziger Jahren des 19. Jh. von den Teplitzer Quellen überschwemmt wurde. Die Söhne Joseph Mühles mussten aus diesem Grund, was die Wahl ihrer Berufe betraf, umdenken. Nach dem Abschluss des Gymnasiums in Teplitz-Schönau wurde Wilhelm Mühle in Böhmen zum Gärtner ausgebildet und setzte seine Ausbildung in Deutschland fort, wobei für ihn der Schwerpunkt die Dendrologie, die Lehre von den Bäumen und Gehölzen, war.

In 1864 kam er ins damalige Banat in die Ortschaft Sankt-Georgen an der Bega (dem heutigen Žitište in der Wojwodina). Er arbeitete als Obergärtner auf dem Gut der Adelsfamilie Kiss, wo ihm seine guten Kenntnissen der Dendrologie und Landschaftsarchitektur zugute kamen. Nach Temeswar kam er nach ungefähr zwei Jahren und wurde von Wenzel Franz Niemetz, Inhaber einer großen Gärtnerei in der Elisabethstadt, als Obergärtner eingestellt. In 1869 heiratete er die Tochter von Wenzel Franz Niemetz und gründete 1876 sein eigenes gärtnerisches Unternehmen. Wilhelm und Josephine Mühle hatten zwei Söhne –



Arpad und Wilhelm jun., die später den Familienberuf erlernten. Wilhelm Mühles Sohn Arpád hat in der Zeitung „Temesváry hírlap“ erwähnt, dass Wilhelm Mühle sich am Anfang seiner Laufbahn in Temeswar um die Gärten des Generals Scudier gekümmert hat. Da General Scudier sehr mit seinen Leistungen zufrieden war, setzte er sich dafür ein, dass er zum Starten seines Unternehmens eine finanzielle Unterstützung aus öffentlichen Mitteln bekomme.

Das Grundstück der Gärtnerei lag, wie auch die Gärtnerei der Familie Niemetz, in der Elisabethstadt zwischen dem damaligen Grundhausplatz dem späteren Lahovari-Platz (heute Nicolae Balcescu) und dem Vasile Pârvan Boulevard.

Das Haus der Familie Mühle stand an der Ecke der Boulevards Mihail Viteazul (der ehemaligen Bischofsstraße) und Victor Babeș. Die Villa wurde vom bekannten Wiener Architekten Oskar Reinhardt aus Wien entworfen. Im Garten standen außer dem Ginkgo-Biloba-Baum, dessen Wurzeln von Wilhelm Mühle junior aus Japan mitgebracht wurden, ein imposanter türkischer Haselnussbaum (corylus colurna) und zwei seltene Blutbuchen (fagus sylvatica), die aber beide leider nicht überlebt haben. Zu Lebzeiten von Wilhelm und Arpad Mühle war der Garten an sich ein Park mit vielen exotischen Pflanzen, mit Staudengarten und vor allem mit Rosen der verschiedensten Sorten. Obwohl viele dieser Pflanzen den Zweiten Weltkrieg und die Jahre der Not danach überlebt haben, gibt es sie wahrscheinlich jetzt nicht mehr.

Zu Wilhelm Mühles Zeiten wurden Blumen und Gemüse gezüchtet, die Glashäuser waren für die damalige Zeit ungewöhnlich groß, es gab auch eine Baumschule nahe zur „Roten Tscharda“, wo später eine Paprika – Fabrik gebaut wurde. Im gärtnerischen Unternehmen ging es nicht nur um den Kauf und Verkauf von Pflanzen und Samen, sondern es entstanden neue Methoden betreffend die Auswahl und Lagerung der Pflanzensamen – dazu stand ein ganzes Gebäude zur Verfügung – und es wurden neue Schutzmaßnahmen – die Pflanzlinge und jungen Pflanzen betreffend – entwickelt. Im von Vasile Ciupa und Lucian-Vasile Szabó geschriebenen Buch „Rosen aus Temeswar“ Seiten aus der Geschichte der Rosen im Banat wird das gärtnerische Unternehmen ein „Forschungs – und Produktionskomplex“ genannt. Es wurde hier mit modernen Methoden, Installationen und Gartenmaschinen gearbeitet.

Seine Blumenarrangements und Gebinde waren sehr gefragt und durften bei keiner feierlichen Gelegenheit fehlen. Die Ehefrau Wilhelm Mühles, Josephine Mühle, hatte ein hervorragendes floristisches Talent und mit Sicherheit hat sie mit ihren Ideen zum Erfolg ihres Ehegatten beigetragen. Eine von ihm gezüchtete Rosensorte widmete er seiner Frau und gab der Rose ihren Namen „Mme. Josephine Mühle“. Im Mühle-Haus in der Alba-Julia Straße war ein Blumengeschäft, wo Blumenarrangements aber auch Blumen- und Gemüsepflanzlinge sowie Zierbäume und Zierbüsche angeboten wurden. Nach der Enteignung des

Hauses durch den Staat, wurde im gewesenen Blumengeschäft ein Musikladen eingerichtet. Heute trägt das Mühle-Haus den Namen „Casa cu flori“ und die neuen Besitzer haben dort ein Restaurant und eine Cafeteria eingerichtet. Im ehemaligen Salon meiner Urgroßmutter kann man auf stilvollen Stühlen sitzen, die sich kaum von denen unterscheiden, die einmal dort gestanden sind, und über die Geschichte des Hauses und der Familie, die einst dort gewohnt hat, in einem Faltblatt lesen.

Wilhelm Mühle befasste sich aber auch mit Fachliteratur. Seine „Rosenzeitung“ erschien sechsmal jährlich. Auch die Broschüre „Ratschläge“, ein 1903 erschienener Leitfaden für den Gartenbau, war beliebt bei Gartenfreunden. Zahlreiche seiner Artikel erschienen in Fachzeitschriften. Elena Miklosik schreibt über Wilhelm Mühles Lebensende:

„Während er in seinen von ihm geliebten Gärten arbeitete, erlitt er einen Schlaganfall, der zu einer Lähmung führte, doch blieb er noch ein ganzes Jahr in der Elisabethstadt inmitten seiner Blumen. Er ließ sich erst in seinen letzten Lebenstagen in das Haus in der Innenstadt überführen, wo er am 14/15. September 1908 im Alter von nur 63 Jahren starb.“

Ebenfalls Elena Miklosik schreibt: „Am Ende des 19. Jh. gelangte die Kunst der Rosenzucht in Temeswar zu einem Höhepunkt, den es mehreren Gärtnern, auch den Gärtnern der Familie Mühle verdankte. Die neu geschaffenen Gartenlandschaften trugen auch dazu bei, dass Temeswar mit der deutschen Stadt Erfurt, die schon damals beispielgebend für Gartenbaukunst war, verglichen wurde.“

Zu meiner großen Überraschung erhielt ich eines Abends einen Anruf von der Ehefrau meines mittlerweile verstorbenen ältesten Bruders Dr. Johann Mühle. Sie teilte mir mit, dass man in Temeswar vorhat, im Rosengarten eine Büste von Wilhelm Mühle aufzustellen. Die Nachricht hat sie über einen ehemaligen Klassenkollegen meines Bruders, Herren Otto Nowy, erreicht.

Wir wurden gebeten, Fotografien nach Temeswar zu schicken, um die Büste lebensgetreu gestalten zu können. Vor meiner Abreise nach Deutschland habe ich fast alles, was ich an wichtigem Material über die Familie hatte, dem Kunstmuseum aus Temeswar überlassen. Ein großes Ölgemälde meines Urgroßvaters, vom Maler Ferenczy gemalt, ist auch im Museum von Temeswar, man hätte aber gerne auch Fotos aus seiner Jugend gehabt, die ich sofort nach Temeswar schicken konnte.

Es war wahrscheinlich der Wunsch des Herren Aurel-Gheorghe Ardeleanu, des Bildhauers der die Büste gemacht hat. Dazu muss gesagt werden, dass er sich dieser Aufgabe voll und ganz gewidmet hat. Er hat mir in jeder Arbeitsphase Fotos über das Internet zukommen lassen, um sicher zu sein, dass er auf dem richtigen Weg ist. Herr Ardeleanu hat mir erzählt, dass es für ihn ein ehrenvoller Auftrag war, diese Büste zu machen, die ihm dann ja auch sehr gut gelungen ist. Für ihn scheint der künstlerische Prozess eine symbolische Bedeutung gehabt zu haben,



eine Handlung, die eine vergangene Zeit heraufbeschwören sollte oder besser gesagt, den Geist jener Jahre, als Temeswar eine blühende Stadt war und berechtigterweise ihren festen Platz in Europa hatte. Zu meiner Genugtuung konnte ich feststellen, dass uns nach all' den vielen Jahren des Schweigens so viele Temeswarer hier und dort zu diesem Thema angesprochen haben.

Was mich ebenfalls sehr beeindruckt hat, war, dass man mir erzählt hat, dass hunderte von Jugendlichen eine Nachtwache mit brennenden Kerzen vor der ruinierten Mühle-Villa gehalten haben. Auch für diese war dies mit Sicherheit eine symbolische Handlung, ein Hommage an die Vergangenheit der Stadt gepaart mit der Hoffnung auf eine bessere Zukunft.

Am 2. August 2013 fand die Enthüllung der Büste im Rosengarten statt. Bürgermeister Nicolae Robu und Herr Nicu Vlad vom Seniorenverein, dessen Mitglieder sich mit Initiativen zur Förderung der Rosenkultur befassen, die Temeswar wieder den Charakter einer wahren Rosenstadt wiedergeben sollen, haben nicht nur anerkennend, sondern auch sehr gut dokumentiert über Wilhelm und Arpad Mühle gesprochen. Eine sehr beeindruckende Rede hielt Dr. Stefan Wagner, selbst ein bedeutender Rosenzüchter, der den „Verein der Rosenfreunde“ Rumäniens leitet und der die berufliche Laufbahn von Wilhelm und Arpad Mühle sehr eindringlich dargestellt hat. Von Herren Nicolae Vlad habe ich erfahren, dass in der nächsten Zeit in Temeswar noch mehr Rosen gepflanzt werden und dass die Mitglieder des Seniorenvereins schon in einigen Schulen der Stadt zusammen mit den Schülern Rosengärten geschaffen haben.

Am gleichen Tag fand im Rathaus von Temeswar die posthume Ernennung Wilhelm Mühles zum Ehrenbürger von Temeswar statt. Als ich im Rathaus gebeten wurde, über das Wirken Wilhelm Mühles zu sprechen, erwähnte ich auch, dass seine Verdienste nicht allein auf floristische und landschaftsgestaltende Leistungen in den Parkanlagen der Stadt beschränkt bleiben sollten, sondern dass auch seine Rolle als Stadtrat und Philanthrop zu erwähnen sind. Nur zwei Beispiele: Jahre lang hat er die Blindenschule unterstützt, indem er die Miete bezahlte, als Präs des „Kirchenbauvereins Elisabethstadt“ hat er sowohl finanziell als auch administrativ zum Bau der Kirche beigetragen.

Als Erster Stadtvater hatte er die Möglichkeit verschiedene Verbesserungen der Infrastruktur Temeswars einzuleiten, die er zum Teil auch mit persönlichen Leistungen aus seinem Privatvermögen unterstützt hat. Der Sohn Wilhelm Mühles, Arpad Mühle, geboren am 07.11.1870 setzte die gärtnerische Tradition seines Vaters und seines Großvaters Wenzel Franz Niemetz fort.

Nach dem Abschluss des Piaristengymnasiums widmete er sich besonders der Landschaftsarchitektur. Zwecks gärtnerischer Fortbildung unternahm er lange Reisen nach Deutschland, Luxemburg und Belgien. Seine späteren Reisen nach Frankreich, England, Russland, Vereinigte Staaten

von Amerika, Japan und Indien hatten zum Teil auch beruflichen Charakter. Nachdem er Heizungsanlagen in den Glashäusern eingeführt hatte, war es ihm möglich, auch im Winter Schnittblumen und Gebinde zu exportieren. In 1912 wurde er zum kaiserlich – königlichen Hoflieferanten ernannt und in 1916 wurde er der Präsident des „Vereins der Gartenfreunde“. Wie auch sein Vater Wilhelm Mühle war auch Arpad Mühle Stadtrat und wurde der Vorsitzende des „Bundes der Rosenfreunde“ in Rumänien.

Er war auch Hoflieferant der rumänischen und bulgarischen Königshäuser. Nach Bukarest wurde er berufen, um bei dem Entwurf des Cismigiu-parkes als Konsultant mitzuwirken. Es gab im Cismigiu-park eine von ihm entworfene Rosenallee, die aber heute nicht mehr existiert. Auch nach Sinaia wurde er berufen, um den öffentlichen Park zu entwerfen und bei seiner Ausführung mitzuwirken. Für Sofia, die Hauptstadt Bulgariens, entwarf er auf Wunsch des bulgarischen Königshauses einen Park im japanischen Stil. Arpad Mühle bekam auch eine Einladung vom türkischen Sultan, auf der Insel Pringipo im Marmara-Meer einen Lustgarten zu schaffen. Dafür wurde er vom Sultan mit dem Medschidije Orden ausgezeichnet, gleichzeitig wurde er in den Rang eines Beys erhoben. Seine besondere Aufmerksamkeit gehörte den Rosen, aber auch dem Geschlecht der Canna. Von Wilhelm Mühle junior bekam er Chrysanthemen aus Japan, die er an das Klima des Banats aklimatisierte. Für seine gärtnerische Tätigkeit wurde er mit verschiedenen Orden und Medaillen, wie z. B. dem rumänischen Kronenorden im Offiziersgrad, ausgezeichnet.

Da der erste Rosengarten im Ersten Weltkrieg zerstört worden war, entwarf er die Skizze für einen neuen Rosengarten. In seinen letzten Lebensjahren beschäftigte er sich viel mit der Alpenflora. Er hatte die Absicht, die Steingartentkultur in Rumänien einzuführen. In diesem Sinne züchtete er tausende Alpenpflanzen, um zu versuchen, welche in Rumänien akklimatisierbar wären. Die Versuche sind gelungen, doch hatte er vor, bestimmte Pflanzen in der Umgebung von Sinaia in den Bergen zu suchen. Dort erlitt er einen Herzinfarkt im Alter von 60 Jahren.

Arpad Mühle hat 14 Rosensorten gezüchtet, die unter den folgenden Namen eingetragen sind: Prof. Dr. Hans Molisch, Mme. Margarethe Mühle, Banater Rose, Chateau Peles, Dame blanche, Princesse Yvonne Ghika, Reine Marie de Roumanie, Rose Noble, Alexander Marghiloman, Dr. Ernest Mühle, Fritz Schröder, Gräfin Minnie Schaffgotsch, Souvenir de Mihail Demetrovich, Wilhelm Bölsche. Eine von ihm gezüchtete rosa Canna wurde nach seiner Ehefrau „Frau Margarethe Mühle“ benannt. Unter diesem Namen ist sie auch im Londoner botanischen Garten „Kewgarden“ verzeichnet. Wie sein Vater Wilhelm Mühle hat auch er sich intensiv mit Fachliteratur befasst, unter anderem ist von ihm die Broschüre „Das Geschlecht der Canna“ und die „Ungarische Rosenzeitung“ erschienen. Bis zu seinem Tode war er der Präsident der Temeswarer Filiale der „Rumänischen Gartenbaugesellschaft“. Arpad Mühle legte sehr viel Wert auf Bildung, er besaß eine reichhaltige Bibliothek mit Fachbüchern aber auch Kunstabben,



philosophische Werken und nicht zuletzt Literatur. Außer einer großen Sammlung von deutscher klassischen Literatur, gab es hier Banater Autoren und zahlreiche Übersetzungen internationaler Autoren. Als Kind stöberte ich gerne in der Bibliothek und dabei geriet mir die deutsche Übersetzung von „Kira Kiralina“ von Panait Istrati in die Hände. Seine Rose „Prof. Dr. Hans Molisch“ hat er nach dem bekannten Pflanzenphysiologen aus Wien benannt, mit dem er einen regen Briefwechsel pflegte, ebenso mit Franz von Stuck dem Meister der „Münchener Sezession“, Wilhelm Bölsche, dem Literaten und Philosophen, Leo Šlešak, dem Wiener Kammersänger, Professor Ewald Gnau, dem Herausgeber einer deutschen Rosenzeitung und Mitbegründer des berühmten Rosariums Sangerhausen, um nur einige zu nennen.

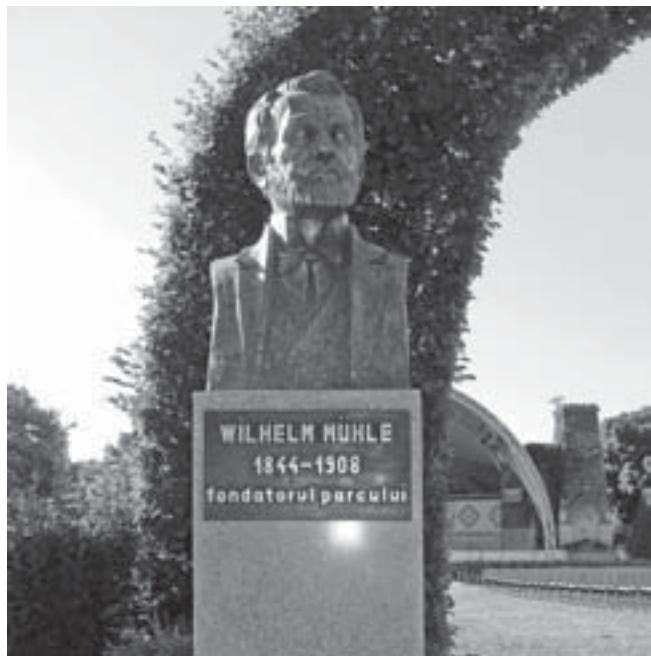
Noch viele Jahre nach seinem Tod kamen Briefe für ihn aus der ganzen Welt. Ich kann mich an einen Brief erinnern, der aus Südamerika gekommen ist. Der Absender kannte unsere Adresse nicht, an Stelle von Straße, Stadt und Land stand auf dem Brief einfach Europa und dennoch ist der Brief bei uns angekommen. Seine Reisebriefe, die er aus seinen zahlreichen Reisen seiner Ehefrau und seinen Kindern schrieb, waren sowohl inhaltlich als auch sprachlich interessant,. Er würzte sie mit seinem feinfühligen Humor, der aber manchmal auch eine leicht sarkastische Note hatte, besonders wenn es um ihn selber ging. Eigentlich war er ein sehr bescheidener Mann. So zog er es zum Beispiel nicht in Erwägung, seine Gedichte zu veröffentlichen. Viktor Orendi-Hommenau, der Herausgeber der Banater Kulturzeitschrift „Von der Heide“ hat seinen lyrischen Nachlass in einem Bändchen mit dem Titel „Wegeblumen“ veröffentlicht.

Aus den Briefen an meine Großmutter, die er gelegentlich einer Mittelmeerkreuzfahrt geschrieben hat, entstand sein launiges literarisches Werk „Aus sonnigen Landen“ Reisebriefe einer Sommerfahrt. Zu seinen Vorlieben gehörten außer seinen Pflanzen auch das Wandern in den Alpen, das Fotografieren und die Musik. Aus diesem Grund setzte er sich für die Gründung einer „Gesellschaft der Musikfreunde“ ein. In der „Temeswarer Zeitung“ erschien sein Artikel, in dem er für die Gründung einer „Gesellschaft der Musikfreunde“ warb und der mit folgenden Worten begann: „Eine Stadt ohne Musik ist wie ein Garten ohne Blumen.“ Am 29. Mai 1920 fand die „Constituierende Generalversammlung statt.

Zum Ehrenpräses wurde Oberbürgermeister Stan Vidrichin, zum Präsidenten Eduard Prohaska. Vizepräses wurden Sigmund Szana und Arpad Mühle. Da er sich erfolgreich mit Graphologie befasste, wurde er öfters als Experte zu Gerichtsverhandlungen gerufen. Viktor Orendi Hommenau schreibt im Nachwort des Gedichtbändchens „Wegeblumen“: „Arpad Mühle schrieb unzählige Fachartikel und Reisebeschreibungen von schillernder Pracht, wobei er eine Schaffensfreudigkeit entfaltete, die geradezu vorbildlich war. Trotzdem blieb ihm Zeit und Muße, sich auch froher Geselligkeit und künstlerischen Bestrebungen zu widmen, so dass sich Mühle, der jedwelche Politik geflissentlich zu meiden wusste, zahlreiche Freunde erwarb, die er durch

seine geistig hochstehende Persönlichkeit und seine tiefgründigen und vielseitigen Kenntnisse dauernd zu fesseln verstand.(...)

Sein Begräbnis in Temeswar gestaltete sich zu einer imposanten Trauergedächtnis der Gesamtbevölkerung und kein Auge blieb trocken, als auf den Sarg des edlen Mannes die ersten harten Erdschollen nieder kollerten. Sein Andenken bleibt gesegnet, denn er war, wie die Temeswarer Zeitung seinerzeit schrieb, „der Kulturmensch dieser Stadt“.



Büste von Wilhelm Mühle
am Eingang des Rosenparks
Fotoarchiv: Clara Liselotte Basica
Grabstein der Familie Mühle

